Die Gottesgeige

von

Ida Maria Deschmann

Verlag:
Zeitschrift Deutsches Vaterland
Wien

Ida Maria Deschmann

Die Gottesgeige

Geschichten aus dem Sulmtale

Nachdruck verboten

Dieses Buch widme ich
meiner lieben guten Mutter!

Dem Sulmtale.

Du, liebstes Tal, so jung und lebensstark;
Du steirische, du grüne, grüne Mark:
Du gabst mir Wolkenschönheit, Vogelsang,
Gabst Feld und Wiese, hoher Wälder Klang.

Mit Bergbachtrotz, mit Nacht und Sonnenglanz
Webst du um meine Tage einen Kranz
Aus tiefstem Weh und wundersamstem Glück.
Nimm es zurück zu Tal! Nimm es zurück,

Was du mir schenktest! Lausche meinem Wort!
Durch meine Rede, meiner Seele Lieder,
Vernimm es neu, du Tal, klingst du mir wieder.

Du schenktest mir, du Tal, der Dichtung Wort.
Du hörst dich selbst aus meiner Träume Klingen.
O! Lausche gütig meiner Seele Singen!

Die Gottesgeige.

Seltsam weich und weltferne war das anzuhören; mit der blühenden Lindenlippen sanftem Hauche sich vermischend, über des Klostergartens grünumrankte Einfriedung hinweg die Menschenseelen suchend: Das Gebet der Nonnen. Lange nach dem Aveläuten feierten sie so das stille Fließen des Mondlichtes. Zu zweien und zweien schritten sie dahin unter den hohen, silberglitzernden Blattkronen; sie schritten langsam, in ihren schwarzen, faltigen Gewändern, in ihren schwarzen Schleiern, mit ihren leisen, jeden Lärm vermeidenden Schritten. Die Gesichter unter den weißen Stirntüchern waren zur Erde gesenkt oder zu dem, vom Mondlichte bedrängten Sternengeflimmer erhoben, je nachdem Einkehr oder Sehnsucht die Blicke zwang. Von einer zur anderen in dem Zuge der Nonnen floß das Tönen des Gebetes an Maria, die Mutter und an Jesus, den Sohn. Mit all seinen Schmerzen stand der duldende Erlöser vor den Augen der Nonnen und mit ihren weichen, sich zu gemeinsamem Gebete aneinanderschmiegenden Worten flochten sie einen Kranz duftender Rosen um des Gemarterten Haupt. . . . Die Vögel schwiegen; nur die Nonnen sprachen ihr Lied der Seele. Die Bienen ruhten; nur das Mondlicht spann, aus den Lindenblüten hervor, ein zartes, an kaum wahrnehmbaren Fäden hängendes Netz

und breitete es über das melodische Wogen in dem Gebete der Nonnen. Im Grase geigte die Nacht ihr Lied. Es war schrill zu hören, war hart in seinem Einzelklange und war dennoch so wundersam einheitlich, in seinem Zusammenwirken mit dem süßen, schweren Dufte der Blüten auf den Rosenstöcken, mit dem leisen, träumenden Neigen der Waldeshäupter, droben an dem Berghange. Mild und weich durchwoben, von den Bäumen her, die Stimmen der Nacht das Beten der Nonnen. Und mild und weich hub nun ein Tönen an. Einer Geige Tönen. Als bebende Frage enthauchte ihr erster Laut den Saiten. In linder, reifer, wundersamer Süße quoll es dann hervor, fragend, rufend, werbend, verlangend; immer reicher, immer schwerer fließend. Wie ein dunkler, berauschender Wein, so tropften diese Töne, mühsam sich lösend. Auch wieder, gleich Blättern einer Rose zerflatterten diese Töne, lieblich spielend im Winde, selige Märlein verkündend. Dann rang es sich aus der Geige, starke, herbe Klänge, aufdrängend zu der Gottheit. Alles Leid verzitterte vor diesen kraftvollen, beinahe stählernen Akkorden; aber auch alles Lachen verstummte. Die Blumen blühten nicht mehr, süßen Atem hauchend und keines Vogels Kehle schluchzte und jauchzte mehr in wonneheißer Seligkeit: eine klare, hohe, erdbefreite Größe weitete ihre Schwingen und flog zu Gott. Erschütterndstes Erleben, gewaltigstes Erleben war Klang geworden, war ein Stern geworden, aus unermessenen Fernen seine Strahlen sendend, ein selbsterlöster Allerlösender.

In dem Chorgebete der Nonnen schwieg die Silberstimme der jungen Schwester Rafaela. Aus den Reihen der paarweise Schreitenden

schied sich ihre biegsame Gestalt. Dem reichen Faltenspiele des schweren schwarzen Gewandes trotzend, schmiegte sich ihre Knospenschöne in holder Anmut an den alten Lindenstamm am Wegrande. Ihr Kindergesichtlein hob sich himmelwärts; leicht geöffnet lagen ihre Lippen aufeinander, als entschwebe ihnen eine Frage. Ihre tiefen blauen Augen strahlten den Sternen entgegen. Auch Schwester Mechtildens dunkler warmer Alt verstummte. Ihre kraftvolle Gestalt wandte sich zu der Träumerin am Lindenstamme.

Wie ein freundliches Bächlein plätscherten die übrigen Stimmen noch ineinander, ohne Tiefe und ohne silbernes Leuchten.

Schwester Mechtildis war dicht an den Lindenstamm herangetreten. „Rafaela! Träume nicht! Nonnen sollen nicht träumen!“

Das junge Antlitz sah ihr verklärt entgegen. „Mechtildis, hörst du? Hörst du nicht? Schwester Irmingard hat recht gehabt! Die Gottesgeige klingt!“

Mechtildis schüttelte den Kopf: „Schwester Irmingard lag sterbend. Sterbende reden schon von jener anderen Welt. Wir aber sind noch hier auf Erden, Rafaela! Sei wach! Du sollst nicht träumen!“ Sie faßte nach der Hand der jungen Schwester. Jählings riß der Geigenton entzwei, als habe etwas seinen Klang zerstört. Wie ein tiefes Lauschen schwebte es noch durch den Garten. . . . Die Nonnen waren stehen geblieben, innehaltend in ihrem Beten.

Mutter Clarissa, die Oberin, fand als Erste das Wort nach dem Schweigen: „Die Stunde ist vorgerückt. Wir wollen den Garten verlassen.“ Die stille, beherrschte Art ihrer Rede sank wie ein sanfter Mantel auf die erregten Gemüter.

Schwester Elsbeth, die Organistin, atmete tief auf: „So spielen möchte ich können!“ Schwärmerisch hoben sich ihre Augenlider unter der weißen Stirnbinde. „Wollen Sie vielleicht so lange üben, bis Sie es erlernt haben, Schwester Elsbeth?“ fragte die heitere Honorata und ihre treue Gefährtin Sanktia mischte sich in ihrer munteren Weise hinein: „Dann können Sie sich aber gefälligst den Blasbalg selber treten; wir beide möchten schön müde werden, bei so einer langen Ueberei.“ — „Max und Moritz sollen still sein“, grollte Schwester Mechtildis und warf den beiden Fröhlichen einen drolligen Zornesblick zu. Dann schob sie Rafaela mit milder Gewalt durch die Klosterpforte. Lucia, die Pförtnerin, wartete, bis alle das Haus betreten hatten, hierauf drehte sie geübten Griffes den knarrenden Schlüssel in dem festen Schlosse.

* * *

Schwester Rafaela betrat durch das runde Tor die Stufen, die mit ihren, durch unzählige Sohlen verschliffenen Steinplatten in den Klostergarten führten. Der junge Sommer nickte ihr entgegen; die frohen, bunten Blumenhäuptlein grüßten sie voll Liebe und in innig holder Anmut. Sinnend sahen der Nonne Blauaugen über den Garten. Der Schwester junges Gesicht war bleicher als sonst. Irgendwie mochte ihre Seele gefragt haben, vielleicht gerungen um eine Antwort, die ihr nicht geworden war. Das Erstaunen über ein ungelöstes Rätsel gab diesen Kinderzügen ihren ersten Anflug von fraulicher Besinnlichkeit. Aber noch immer war der zarte, feingemeißelte Kopf der eines Kindes; trotz Nonnenhaube und schwerfälligem Gewande. Hinter ihr, in der Toröffnung,

erschien das belebte Gesicht der Schwester Mechtildis. Schwestern nannten sie sich, sie alle, die da durch Fügung oder eigenen Willen aneinander gebannt waren, zu einer kleinen Gemeinde, zu einer Art von Familie. Seltsame Schwestern waren das: das blütenhafte Kind und die reife, lebensbewußte Frau, die ihre weiße Stirnbinde trug, über dem tiefen Lohen ihrer dunklen Augen, wie ein Bergeshaupt den Firn hält über seiner dunklen Felsen mächtigem Lebensdrange. Mechtildis hielt ein hübsches Körbchen, darin Gewebe lag und schillernd Gespinst. Schönheit ersehnte die Seele der Schwester Mechtildis; Schönheit in jeder Weise und darum war auch sie diejenige, die Blumen ersann, Ranken und mancherlei kunstvollen Zierat für Meßgewänder oder sonstige edle Stoffe, darauf geübte Nonnenhände gar feine und köstliche Nadelwunder zu schaffen vermochten.

Rafaela wandte sich um. „Kommst du schon, Mechtildis?“ Die Gefragte lächelte: „Für unser irdisch Teil muß ich noch sorgen“ — „Das Irdische soll befriedigt werden“, tröstete Michaela, die Hausverweserin, und reichte Mechtilden mehrere Aepfel, noch aus der vorjährigen Ernte, und etwas Brot. „Danke, Schwester Hungertöterin,“ scherzte Mechtildis, „nun wollen wir einmal Waldluft atmen und neue Stickmuster ersinnen.“

Die Türe zum Musikzimmer, am Gangende, ward rasch geöffnet; in der Spalte blitzten die Zahnreihen und die übermütigen Augen der Schwester Honorata. „Mechtildis!“ rief ihre lustige Stimme, „Mechtildis, ich weiß schon, wer gestern abends Geige gespielt hat.“ Die geistdurchwirkten Züge der Schwester Mechtildis mimten Verzückung; mit übertreibender Gebärde preßte

sie die gefalteten Hände an das Kinn, solcherart das Haupt wie in Andacht hochdrängend, während an ihrem Arme das Körbchen, mit Arbeit und Kost, in heftiger Bewegung munter hin und wieder pendelte. „Eine Menschheit ist erlöst," flüsterte Mechtildis in salbungsvollem Spotte, „unsere Schwester Honorata hat ein Geheimnis aufgedeckt." Schwester Sanktia war neben die unzertrennliche Gefährtin getreten; ihre frische Stimme gab muntere Auskunft: „Einen seltenen Namen hat er. Er nennt sich anders als er wirklich heißt. Ein berühmter Geiger soll er sein, schon über die ganze Erde gewandert. Er soll nur kurze Zeit hier bleiben, dann wieder abreisen."

Nun wurde Mechtildis ernst. Das Scherzen glückte ihr nicht recht, als sie neckend fragte: „Woher habt ihr beide eure Wissenschaft?" Honoratas flinkes Zünglein wollte plaudern, aber Sanktia war die Schnellere. „Wir haben Schulkinder ausgefragt. In unserem Orte redet sich doch gleich alles herum." Noch einmal kam Honorata zu Wort: „Wenn der bei unserem Gründungsfest die Geige spielen möchte!" Und Sanktia stellte fest: „Das hielte Schwester Elsbeth nicht aus. Vor Begeisterung tritt sie den falschen Baß und wirft rettungslos um." Mechtildis sann vor sich hin. „Das wäre nicht schlecht," sagte sie und gab keine Aufklärung, ob sie mit diesem Worte für Elsbeth eintreten wollte oder die Mitwirkung des fremden Geigers bei dem klösterlichen Schulgründungsfeste als möglich betrachtete.

Rafaela stand schon im Garten draußen. Als Mechtildis hinter ihr nachkam, schüttelte die junge Nonne den Kopf. „Ich mag es nicht, daß die beiden allen Dingen nachspüren. Ich will

nicht wissen, wer die Geige spielte. Ich muß an unsere arme Schwester Irmingard denken. Ich weiß, daß es die Gottesgeige war." Mechtildis gab keine Antwort. Die dunklen Augen ruhten forschend auf der Jüngeren. Sie öffnete das Mauerpförtchen und trat mit Rafaela auf die Straße.

Die Straße zog noch eine kleine Weile an des Ortes letzten Gebäuden hin, dann hub sie an, sachte den rauschenden Bergwäldern und würzigen Almwiesen entgegen zu klimmen. Die beiden Nonnen verließen alsbald den Fahrweg und bogen auf einen kleinen Pfad ab. Keck sich loswindend von der Richtung der Straße, drängte das Fußweglein ungeduldig in den Wald hinein, in rascher Steigung den Berghang hinanstrebend, überhüpft von Sonnenlichtern und Eichhörnchen, umsungen von dem wundersamen Liede, darin Vogelstimmen und der Käfer Summen mit alter Bäume träumeschwerem Sange sich einen zu des Waldes Dreiklang. In scharfer Biegung zweigte von dem Fußwege ein neuer Steig ab, der, schon hoch droben an dem Hange, den Ort wieder zu suchen schien, ihm scheinbar entgegenzog, ihn aber nicht erreichend, das Kirchlein fand, das dastand, auf einem Bergvorsprunge, gerade an der Grenze zwischen Wald- und Wiesengrün, vom Orte gesehen, und den Ort segnend in seiner stillen, gottesnahen Andacht. Den kleinen Platz um die Kirche umschatteten einige einzelstehende Bäume. Eine mächtige Linde hielt zwischen ihren feinen Blatthändchen holde, schimmernde Blüten. Unter den ausgetretenen Steinstufen, die, gerade über dem Orte, zu der Kirchenkrypta hinanführten, war eine Bank errichtet. Sie lehnte sich an das Gefüge

der stufenbildenden Steine; mit einer ihrer Schmalseiten grenzte sie an das verwitterte Blau und Rot des Gewandes einer schmerzhaften Gottesmutter. Diese Verkörperung des Mutterschmerzes beschloß die Reihe einer kleinen Anzahl von Kreuzweggestalten. Unter dem Einflusse von Sturm und Frost hatte die Gestalt die Klage aus dem Gesichte schon lange verloren und stand nur mehr da, als ein Wahrzeichen, das hergehörte, her zu diesem Platze, zu dieser weiten, freien, auchzfrohen Ueberschau, hin über das reiche, helle, sonnenbeglückte Land. An der Bank anderem Ende aber redete ein junger Kirschbaum mit wippendem Gezweige gar lebendig und vernehmlich von der Erde ewig neuer Jugend.

Zu selbiger Bank strebten die beiden Nonnen. Sie schritten rüstig den Weg empor, behaglich plaudernd, sich des Waldes freuend. Rafaelas Wangen waren zart erblüht, bei des Pfades steiler Steigung. Ihr Auge leuchtete den sonnendurchstrahlten Fächern der Edelkastanie entgegen und träumte hinein in der Kiefern dunkles Aesteschwanken. Mechtildis beobachtete sie. Wie eine Mutter ihrem Kinde nachsinnt, so zärtlich und milde umfingen ihre Blicke die junge Nonne. Plötzlich faßte sie Rafaela an der Hand und deutete in ein Gestrüpp, oberhalb des Weges: „Sieh hin, Rafaela!“ Die Angeredete forschte in Mechtildens Lächeln und suchte das Gezeigte. Dann hatte sie es; seines Atems holder Hauch hatte es verraten: Zyklamen waren da. Köpfchen an Köpfchen schmiegten sie sich aneinander, auf dunkelgrünen, schön gezeichneten Blättern, leuchtend in ihrem lieblichen Schmucke, wie zum Schutze vor Späherblicken, verkrochen in ein Wirrwarr von Moos und Wurzelwerk und von einem

Durcheinander dürrer Aeste, angehäuft durch Windbruch oder der Waldarbeiter Laubrechen.

Wünschend stand das junge Geschöpf vor den reizenden Blüten. „Meinst du, Mechtildis, daß ich die Blumen erreichen kann?“ Mechtildis überlegte: „Leicht wird es wohl nicht gehen, Rafaela. Ich würde in das Gestrüpp dort nicht hineingeraten wollen; aber . . .“ Zurückgebändigter Uebermut stieg hoch in der kindhaften Nonne; Jugendrecht heischte: „Ich will es wagen, Mechtildis!“ „Glück zu!“ nickte die Aeltere, stand ruhig und sah zu, wie Rafaela mit vorsichtigen Schritten, behutsam gehobenen Gewandes, in das Geäst trat. Der abgefallenen Nadeln Eisesglätte, auf dem rasch abwärtsgleitenden Hange, hatte sie überwunden. Eine beglückte Siegerin tastete sie sich an die Blüten heran. Lächelnd munterte Mechtildis auf: „Nun suche dir die schönsten aus, Rafaela und sieh zu, daß du keine zertrittst.“ War eine Mahnung von nöten bei so inniger Freude, mit der sich die junge Nonne zu den lieblichen Blümlein neigte, sie zierlich erfassend, sie so sanft an sich nehmend, als bäte sie die Gepflückten um Vergebung, daß sie beabsichtigte, sie hinwegzutragen aus des Waldes Märchenreich?

Sie hatte ein schmuckes Sträußlein beisammen und hielt es hoch: „Ist es nicht schön, Mechtildis?“ — „Sehr schön! Aber jetzt komme, sonst vergeht der Vormittag. Ich möchte noch an dem Muster arbeiten.“ — „Ja, Mechtildis, ich komme schon!“ Das war aber nun nicht so einfach, wie die beiden Schwestern wohl gewähnt hatten. Mit jedem Schritte, den Rafaela zu tun gedachte, das Astwerk zu verlassen, verfingen sich ihres Kleides Falten immer wieder neu an den

Aestchen und dürren Zweiglein. Aengstlich, die ungepflückten Blüten durch einen ungeschickten Tritt zu verletzen, trachteten ihre Füße, auf den glatten Nadeln Halt und Weg zu finden, glitten aus und mit scharfen, festen Fingern griff das Gestrüpp abermals nach Gewand und Rosenkranz und Geißelschnur, daß die bedrängte Klosterfrau schier nicht wußte, wie sie sich aufrecht halten und ihrem Anzuge das Zerrissenwerden abwehren sollte, ohne durch eine unvorsichtige Handbewegung das Sträußchen zu verlieren. Ratlos stand sie. Mechtildis versuchte, sich der Gebannten zu nähern, glitt aber auf den Nadeln ebenfalls aus. Baum oder Strauch war in Armlänge nicht erreichbar. Die bedachtsame Schwester trat wieder zurück auf den Weg. „Rafaela, du mußt es doch allein versuchen. Ich nütze dir nichts, wenn auch ich ausgleite. Ich werde dir dann die Hand reichen." Wieder hub die Gefangene an, wider ihren stacheligen Kerker zu werken und es war schier lustig anzusehen, wie sie sich bemühte, frei zu werden und ihr ehrwürdiges Nonnenkleid in einen drolligen Gegensatz brachte, zu den fruchtlosen Bewegungen, durch die sie den struppigen Fesseln zu entrinnen strebte. Mechtildis, die Böse, kramte aus des Volkes Spruchschatz ein Spottverslein hervor und warf es neckend Rafaela entgegen: „Wärst net aufigstieg'n, wärst net abigfall'n." — „Ach du!" schmollte die Geneckte, „wenn du mir doch lieber helfen wolltest." — „Täte ich gerne, geliebte Schwester", gab die Spötterin zurück, „aber ich bedenke, daß ein Sünder nicht zum Unschuldigen wird, dadurch, daß ein zweiter ihm zu Gefallen in Sünden fällt." Rafaela hielt in ihren Befreiungsversuchen inne und forschte überrascht: „Wie meinst du

das?" Ein schelmisches Lächeln um die stolzen Lippen, deutete Mechtildis das Gleichnis: „Das Gestrüpp dort ist die Welt. Wer ihrem Wirrsal naht, den hält sie gefangen. Wohl uns, Schwester, daß wir den Frieden haben. Du, Rafaela, du bist die letzte, die für die Welt taugt." Der Scherz war den beiden Nonnen zum Ernste geworden. Sinnend blickten sie einander an. Sie achteten dessen nicht, daß sie nicht mehr allein waren, mit ihren Blumen und ihren dürren Aesten. Sie merkten nicht, daß sie beobachtet wurden.

Auf dem Wege, den sie gekommen waren schritt ein Mann. Langsam kam er näher. Hochgewachsen war er, sicher in jeder seiner geschmeidigen und gehaltenen Bewegungen. Den silberbeschlagenen Stock benützte er kaum. Den weichen Hut hielt er in der Hand. In sein graues, welliges Haar blies der feine Waldhauch, daß es, sich leicht bauschend, dem frischgefärbten Gesichte einen fesselnden Rahmen schuf. Der knapp geschnittene Bart ober den schmalen, festgeschlossenen Lippen war dunkel; er belebte dieses Antlitz, dessen Linien edel waren und voll verinnerlichter Kraft. Dunkel waren auch die Augen. Sie blickten ernst; in ihren Tiefen aber war es, als werde dort ein Feuer behütet, von dem tiefen Ernste, daß es nicht entlohe, ehe die Stunde gekommen war, einer Gottheit Flammenopfer darzubringen.

Der Fremde war nahe genug herangekommen; er konnte Mechtildens Worte vernehmen. Sein Blick glitt von Nonne zu Nonne. Er mußte denken: „Schade um das Kind dort droben; es sollte anderen Ortes blühen, statt in Klostermauern." Mechtildens Worten lauschend, sann er weiter: „Und du, du Stolze, Welterfahrene, was

hat dich in das Kloster eingezwängt? Sprengt deine Seele nicht der Mauern Enge? Sollst du nicht unter vielen stehen, ein Sammelpunkt für weit bewegte Geister?" . . .

Er war bis an Mechtildis herangekommen. Jetzt bemerkte ihn Rafaela. Erschrocken senkte sie die Lider. Auch Mechtildis war nun des Kömmlings gewahr worden. In kühler Ruhe streifte ihn ihr Auge und wandte sich wieder zu Rafaela. Der Fremde verneigte sich leicht vor den beiden Nonnen und wies lächelnd auf das Gestrüpp: „Gestatten die ehrwürdigen Schwestern, daß ich hier helfe? Ein Mann wird mit so einem widerspenstigen Ungetüm leichter fertig als . . .", beinahe hätte er gesagt: „als eine Dame". Er zögerte ein wenig und vollendete: „als eine Klosterfrau". Noch einmal blickte ihn Mechtildis an und sie blickte zu Rafaela und sie sah, wie das Auge der jungen Nonne an dem Fremden hing, voll Erstaunen. „Was hat sie?" durchfragte es Mechtildis. Ein rasch erahntes Wissen umzuckte ihren Mund; leicht neigte auch sie das Haupt: „Wenn der Herr so gütig sein wollte! Schwester Rafaela kann den Ausweg nicht finden und ich vermag ihr nicht zu helfen." Auf diese Worte hin huschte ein unsagbar feiner Sonnenstrahl um die Kinderlippen dort droben und selbe Lippen baten: „Wenn der Herr so gütig sein wollte! Ich bin recht ungeschickt." Der Fremde hatte den Hut auf den Waldboden geworfen. Sein Stock stemmte sich in der Erde fest. Mit einigen Schritten war er bei Rafaela. „Bitte, Schwester, bleiben Sie ruhig stehen. Ich werde trachten, das Geäst um Sie herum abzubrechen." Er kniete nieder auf dem Waldboden und arbeitete mit vorsichtigen

und flinken Händen. Rafaela blickte auf diese Hände. Weiß waren sie und schlank, aber sehnig und von leichtester Beweglichkeit. Diese Hände schufen der Gefangenen heitere Gedanken. Es fiel ihr ein: „Sie sind flink, weil ein Wille sie bändigt. Wären sie aber ungezwungen, so müßten sie hüpfen und klettern wie die Eichhörnchen." Das Lachen sprang sie an bei der Vorstellung von den kletternden Händen. Sie bezwang sich. Was würde der Fremde sich vorstellen, wenn sie jetzt zu lachen anhübe? — Sie senkte den Blick. Nun verfing sich ihr Blick in des Helfers Haar; in diesem reichen, vollen, schneeüberstäubten Haar. . . . War es nicht seltsam, daß ihr zu Füßen ein Mann kniete, so daß sie in sein Haar hineinsinnen konnte? War eines Mannes Haupt jemals so nahe an sie herangekommen? Der Priester hinter den Holzstäbchen des Beichtstuhlgitters neigte ihr sein Ohr entgegen; über der violetten Stola flüsterten seine Lippen Mahnung und Lossprechung, wenn das blütenjunge Nonnenherz kleine, fromme Sünden vor ihn hingebreitet hatte. . . .

Oder ein anderes Bild, fernster Erinnerung entschwebend: ein kleines, kleines Mädchen, die zukünftige Klosterfrau, als zwei Tage altes Kind schon mutterlos, auf des Vaters Arm, mit zarten niedlichen Fingerchen des Haltenden Spitzbart suchend und wieder, aufjubelnd, mit vorgestrecktem winzigen Zeigefinger seine dunklen Augen erstrebend. . . . Wie ferne das war! Nun hier, zu ihren Füßen, wieder ein Haar, weich und winddurchneckt. . . . Es war nur gut, daß Rafaela die Zyklamen halten mußte. Schützend legten sich ihre Hände um die Blumen, solcherart sich selbst beschützend, vor dem Drange, nun selbst,

eichhörnchengleich hineinzuspringen in dieses weiche, reiche, schneeüberstäubte Haar. . . .

Der Fremde hob den Kopf und sah an Rafaela empor: „Schwester, ich denke, es wird jetzt gehen!“ Rafaelas Blick aber hatte nicht rasch genug zurückgefunden in Wald und Gestrüpp und so geschah es, daß eine kleine Sekunde lang ihr Auge ganz eben die gleiche Richtung suchte, aus der des Fremden dunkles Lohen ihr entgegen kam . . . Nur eine kleine Sekunde lang . . .

Der Fremde stand auf: „Bitte, Schwester, halten Sie sich an meinem Arme an. Wie an einem Geländer“, scherzte er dazu. Und Rafaela, die seltsam Erregte, tappte mit bebender Hand nach dem Fremden hin, glitt neuerlich aus und das Astwerk hängte sich kichernd an ihres Kleides Saum. Mit kräftigem Fuße trat der Fremde das kichernde Gesindel nieder; rasch griff er mit beiden Händen nach der Nonne hin und hob sie wie einen Vogel aus dem Neste. Und dann stand sie neben ihm auf dem abschüssigen Waldboden und wußte nicht, wieso es geschah, daß sie sich leicht und selbstverständlich an seiner Hand festhielt und zu Mechtildis geleitet ward. Einen Augenblick schwiegen alle drei. Dann neigte Mechtildis das Haupt; ganz leise, kaum merklich. Sie neigte es so, wie Frauen tun, wenn ihr Ahnen sich erfüllt, oder so, wie Bäume ihre Wipfel neigen, wenn des Herrgotts Hand sie sacht berührt.

Und dann neigte sie es noch einmal, aber diesmal war ihre Miene ganz Festigkeit und das Neigen sagte: „Danke.“ Auch ihre Lippen sprachen: „Wir danken Ihnen, Herr.“ Und schüchtern, wie ein Echo, das sein eigenes Tönen scheut, sprach auch Rafaela: „Ich danke!“ —

Der Fremde hatte seinen Hut aufgelesen und fragte nach der Schwestern Wegziel. „Ach, zu der Bank unter dem Kirchlein! Wenn die ehrwürdigen Schwestern es gestatten. . . .“ Und sie gestatteten. — Wie gute Bekannte schritten sie nebeneinander her: Mechtildis in der Mitte; der Fremde heiter plaudernd, gelegentlich verstohlen nach Rafaela lugend, und die junge Nonne immer noch ein wenig durcheinandergewirbelt, wie der Inhalt eines umgestürzten Blumenkörbchens.

Als sie an den Stamm der großen Linde herantraten, hielt der Fremde inne in seinem Gange. Leicht auf seinen Stock gestützt, sann er hinab in das Land, das sich hier, dem aus dem Walde Kommenden das erstemal darbot, in seiner wunderseligen Schönheit, in seiner fruchtverheißenden Sonnengnade. Die Nonnen waren ebenfalls stehen geblieben und schwiegen mit ihm. Er wandte sich ihnen zu, leuchtenden Blickes: „Was ist doch die Erde herrlich! . . .“ Und nach einer kurzen Weile: „Schwestern, müssen wir in Kirchen beten und vor Kreuzen? Hier möchte ich niederknien! Hier auf dieser lichtübergossenen Stelle! Ich möchte dem Herrgott danken für so viel Wunder und Pracht!“ Groß sah Rafaelens Auge nach ihm. Mechtildens Blick fing den Sonnentag in sich und leise, vielleicht war es ihr wider Willen zwischen die Lippen geraten, schloß sie: „Sie müssen schon tief gelitten haben! Nur Leid schafft solches Glück, solches Gottesahnen!“ Sie erschrak über ihr Wort und schritt rasch weiter. Rafaela trippelte neben ihr her, ein wenig scheu zu Mechtildis spähend. Die Schwester gab ihr ein Rätsel auf, dessen Lösung sie erst suchen mußte.

Sie saßen beide schon auf der Bank, zwischen der zerbröckelnden Schmerzensmutter und dem saftdurchpulsten Kirschenbaume, als der Fremde nachkam. Er nickte ihnen freundlich zu, bewunderte ein wenig die weiche, bunte Seide, deren Faden mit leichtgezogenen Linien, ein neues, entstehendes Muster auf dem Versuchsstoffe andeuteten; dann ließ er sich am anderen Ende der Bank nieder, gerade unter den Kirschbaumzweigen. Ein tiefes Schweigen war bei den Dreien. Der Fremde hatte den Arm auf die Banklehne gestützt und träumte hinab in das Tal. Die beiden Nonnen hatten ihre Arbeit geteilt, zählten behutsam Fäden und Stiche und ihre flinken Nadeln glitten mit ganz feinem Knistern und Reiben durch das Gewebe. — Allerlei niedliche Grasspringer hüpften vor ihnen im Rasen umher, saßen einen Augenblick still und wetzten ihre steifen, rotbraunen Flügeldecken aneinander, daß ein leise schnarrender Klang entstand bei solchem Tun. Und von drunten jauchzte der Bach herauf, jung, froh, aufgepeitscht zu Trotz und Uebermut, durch die haltgebietenden Handbewegungen, von Gneis und Glimmerschiefer, die sich von der alpenhohen Quelle her bemühten, bis herab, gerade bis zu dieser taleröffnenden Stelle, den Tollen, den Unbändigen nach ihrem Willen zu zwingen. Und der Tolle jauchzte, stieß mit starken Fäusten nach rechts und nach links und sprang seine schäumenden Wellentänze über zwangbemühtes Gestein. Drunten dann, an den Häusern des Ortes vorbei, eilte er um etwas bedachtsamer dahin, aber noch immer übervoll von Kraft und Zwangverachtung, nur wie aus einer Laune sich den Menschenwünschen fügend; wie in gutmütigem Spotte ihrer Dämme achtend

und ihres Schutzbemühens, jeden Augenblick bereit, Damm und Uferschutz, sorgsam gefügte Steine und mühsam gespannte Brücken durcheinanderzuschleudern, Bäume, Wiesen und Häuser zu erfassen, an sich zu reißen, mit dem wilden, herrischen Lachen eines urgewaltigen Trotzes. Neben diesem zahmtuenden Wilden taten die Menschen ihre Werktagsarbeit; es klang von dort und da von Ackergerät und Hauswerkzeug; verwehte Stimmen fanden die Bergbank und aus der Schmiede, mit dem schönen alten Giebel, tönte es immer wieder kräftig herauf, wenn des großen Hammers formschaffender Kern des roten Eisens weiches Erdulden traf.

Und über den Ort hinreichend, die freundlichen, gärtenumschmiegten Häuser umschließend, die weiten, reichen Felder; dunkle Waldstreifen; der Rauch aus den Essen naher Bergwerke; Kirchtürme; das prächtige, alle Sonne und alles Tagesleuchten froh empfangende Schloß auf dem beginnenden Höhenzuge; Wallfahrtskirchlein auf den Bergkämmen und diese Berge selbst, von sanften, hellen, grünen Hügeln ansteigend, immer tiefer und dunkler überschattet von Hochwäldern, immer geheimnisvoller sich findend und verbindend, immer kraftvoller sich gegen den Himmel stemmend, einen weiten Bogen beschreibend, um das blühende, liebliche Tal, von des Mittelgebirges weichen Kuppen an bis hin zu den fernen, verdämmernden Zacken des Oberlandes. Und über dem allen der Himmel! Dieser wundervolle Himmel, dem der Süden das tiefe, unergründlich tiefe Blau geschenkt hatte und der aus dem Norden zarte Wolken rief, daß sie über ihn hinzögen, seiner Bläue unfaßbare Tiefe noch vertiefend, durch ihres Zuges lichtes Darüber-

schweben. Und in der einen Himmelsecke, gerade über dem weiten, lichten Schlosse, dort taten die weißen Wolken so, als wollten sie Berge bauen. Sie ballten sich übereinander, wurden dabei unendlich weich und formenreich, schufen dem Lichte Schlupflöcher, sich zum Schatten zu verkriechen und glaubten, mit dem Schatten neben ihrem blendenden Leuchten zu drohen, ganz schreckensbös zu drohen. ... Und waren doch nur schön! Wundersam schön!

Der Fremde riß die Blicke los von der Ferne. „Schwestern, hier möchte ich immer weilen. Gerade hier, an dieser Stelle." Mechtildis ließ ihre Arbeit sinken. „Kennt der Herr die Gegend?" Der Fremde sann schon wieder in die Weite. Ein wenig verträumt klang seine Antwort: „Ich kenne sie so, wie mir zwei Augen die Seele zeigen." Dann wandte er sich völlig den Nonnen zu: „Und Sie, Schwestern, sind Sie immer da?" Mechtildis wollte ausweichen: „Wir Nonnen sollen nicht verwurzelt sein. Unsere Heimat sei der Klostergarten. In welchem Lande er liegt, darf uns nicht berühren."

Rafaela aber schürfte in Erinnerungen. „O, das Oberland ist auch schön! Die Berge sind hoch und gewaltig; aber rauh ist die Luft und darum ...", unwillkürlich ergänzte der Fremde „und darum taugen zarte Blüten besser in die Milde des Südens." Und er setzte hinzu: „So viel Frühling in so ernstem Kleide." „Ich kenne nichts anderes, als das Kloster;" das klang beinahe wie eine Entschuldigung.

„Wie soll ich das verstehen?" wunderte sich der Fremde. „Meine Mutter ist gestorben ... wie alt war ich, Mechtildis? Zwei Tage, nicht wahr?" Stumm nickte die Befragte. „Und dann?"

Der Fremde drängte: „Und dann begab sich ein Lenzwunder in herben Klostermauern." „O!" Rafaela mißverstand gänzlich und ihre Augen strahlten auf: „O, der Lenz ist schön im Klostergarten. Wir haben viele Frühlingsblumen. Wir suchen sie und freuen uns und tragen Sträußchen in das Haus, für die Bilder und für den Altar: Veilchen und Primeln, auch Krokus und ..." Wieder ergänzte der Fremde: „Und Schwester Rafaela." Ein wenig finster zog Mechtildis die Brauen zusammen und der Fremde lenkte ein: „Schwestern, ist das nicht seltsam? Ich bin weit herumgekommen in der Welt, bis in ferne Erdteile hin, und ich habe überall den gleichen, wehmütigen Zug gefunden: Nonnen bekränzen des Gekreuzigten Bild; Mönche aber singen Jubellieder an Maria die Holde und streuen Rosen zu ihren Füßen." Rafaela war ganz Erstaunen: „Bis in ferne Erdteile?" Diesmal aber griff des Fremden Wollen nach Mechtildis, der schweigend Lauschenden: „Schwester, wenn jemand darüber nachgedacht hat, so waren Sie es." Mechtildis fragte: „Worüber?" und verriet sich durch die leichte Bewegung ihres Mundes, die zuerst ein leichtes, flüchtiges, beinahe ein wenig spöttisches Senken der Winkel war und gleich darauf ein starkes Aufeinanderpressen der Lippen.

Der Fremde hatte die Bewegung gemerkt. „Das heißt: ich schweige", urteilte er und fuhr laut fort: „Ich kann es schon verstehen, Schwester, daß Sie über derlei Dinge nicht sprechen wollen. Ich hätte Sie gar nicht fragen sollen. Sehen Sie, ich denke so: die Kutte legt sich über das Herz, aber das Herz pocht darunter dennoch seinen Schlag. Und in diesem Herzen mag manchmal

ein Weltweh aufzucken und will besänftigt werden, durch Blumen und Lieder." Und nun sah ihn Mechtildis an; vollen, offenen Blickes und diese beiden dunkeln Blicke forschten ineinander, sekundenlang — so, wie vor kurzem Rafaelas blaue Sterne dem Fremden entgegen geleuchtet hatten. Aber es war doch ganz anders; da war ein Wille, der eine Brücke schlug über Tiefen, in die er andere nicht hinabgleiten lassen wollte.

„Klostermauern sollen Frieden bringen und Abkehr von der Welt." Mechtildis sagte es seltsam weich und ihre Stimme klang wie eine tiefe Glocke. Und wie bei einer Glocke mildem Schlage schwangen verzitternde Nebenklänge nach. Der Fremde fing diese Klänge auf: „Frage mich nicht ... Ich will überwinden ... Auch mich lockte es einmal ..." Schwang das nicht nach, in der dunklen Glocke dieser Frauenstimme? Und ein helles Silberglöcklein läutete dazwischen. „Wir haben es schön! Ich möchte nirgends anders sein, als im Kloster." Und da solches Klingen zusammenfloß, lauschte der Fremde und lauschte besser und dann hatte er erkannt, was ihm da klang. „Schwestern, warum haben Sie gestern zu beten aufgehört?" Und beide Glocken läuteten gleichzeitig. „Gestern?" „Ja, gestern im Garten, am Abend. Wundervoll klang diese Harmonie der Stimmen, durch Lindenduft und Mondenlicht." „Sie haben uns gehört?" fragte Rafaela. „Die kleine Wohnung, die ich mir gemietet habe, besitzt einen niedlichen Söller. Dort ist es gut stehen, angelehnt an die Brüstung, ausruhend von der lauten Welt, hineinträumend in das mondlichtgütige Land. ..." Und abermals wehte es milde und weich durch Mechtildens Stimme: „Sie sind der Geiger ..." „Ich bin der Geiger." —

Rafaelens Gesichtlein war jählings bleich geworden. All diese rätselschwere Süße, dieses Innige, Große, das sie umfangen hatte, gestern Abend, das sie durchwühlt hatte in ihrem Gebete, in ihrem Denken und in ihrem Träumen, seit gestern Abend, das vom Himmel gekommen war, wie ein Gruß der Schwester Irmingard; das Klingen der Gottesgeige: — daher sollte es kommen, von diesem Manne her? Diese gleiche Hand, die ihr herausgeholfen hatte aus dem Gestrüpp, diese gleiche Hand besaß die Gabe, Gott herabzuzwingen, auf daß er rede, in einer Geige erdentrückter Sprache? Und Rafaela mußte hinsehen auf diese Hand, die jetzt, den Arm noch immer auf die Banklehne gestemmt, das Haupt stützte, dieses ernste, beseelte Haupt, darin Lenz und Herbst sich wundersam vermählten ...

Auch Mechtildis sann dem Geiger entgegen, aber was auch in ihr fragen und klingen mochte, sie fand ein lebendiges Wort. Dieses Wort war die Frage: „Weshalb haben Sie Ihr Spiel abgebrochen?" Nun kreuzten sich zwei weshalb und der Geiger mochte dessen gewahr werden. „Weshalb?" „Ich fragte Sie ja früher, Schwester, wieso Ihr Beten abriß." — „Um Ihnen zu lauschen. Und weshalb schwiegen Sie?" Da war es, als töne eine dritte Glocke in den Zweiklang von früher. Tief und warm floß des Mannes Rede, wie ein ernst geschenkter Selbstverrat, wie eine Gabe des Herzens. „Meine Geige konnte nur beten, mit Ihnen gemeinsam. Da Ihre Sprache verstummte, mußte auch die meine schweigen ..."

Nun tastete Rafaela nach dem Faden: „Aber die andern Schwestern beteten doch weiter." — „Aber es war nur mehr eine Stimmenvielheit.

Es war kein Chor mehr, mit einer tragenden Tiefe und mit hellem, süßem Silberglockenklange. . . .“ Dann schwiegen wieder alle drei und die emsigen Nadeln der Nonnen blitzten in dem Vormittagslichte und die Schwestern wußten nun, daß mit ihnen der Geiger schwieg. — — —

Da geschah es, daß Rafaela plötzlich ausrief, wie ein Kind, voll Freude, beinahe im stolzem Selbstgefühle: „Wenn das nun Schwester Elsbeth wüßte!“ „Was soll sie wissen?“ fuhr Mechtildis beinahe erschrocken hoch. „Wer ist Schwester Elsbeth?“ wollte der Geiger erfahren. Dann mußten alle drei lachen und sahen einander vergnügt in die erstaunten Gesichter und in das Lachen hinein gab Rafaela die Erklärung: „Daß Sie der Geiger sind.“ Sie sagte das so drollig schüchtern, wie ein Backfisch. Und da war der Ernst den Dreien entflogen und haschte sich mit dem Schmetterling, der goldig und luftselig, von der zerbröckelnden Statue hinübergauckelte, auf den grünen, sonnenfrohen Kirschenbaum.

Der Geiger fragte nochmals: „Wer ist denn nun Schwester Elsbeth?“ Mechtildis gab Antwort: „Unsere Organistin. Sie wünschte so gut spielen zu können wie der unsichtbare Geiger.“ — „Organistin?“ Der Geiger erinnerte sich. „Schwestern, ich habe etwas Hübsches erlebt. Aber ich muß etwas weiter ausholen.“ Er deutete auf das große Gebäude am Bergfuße, auf den Garten, darin Mönche in braunen Kutten geschäftig werkten und beschaulich hin und widerschritten. „Da drunten ist ein Kloster, nicht wahr?“ Mechtildis bejahte. „Und dort? Dort ist Ihr Heim, gerade meinem Stübchen gegenüber. Ist es nicht so?“ „Ja,“ nickte Mechtildis wieder, „dort ist unser Heim.“ Und der Fremde: „Dort also! Still ist

es und friedlich. Vielleicht . . . zürnen Sie nicht, Schwestern, vielleicht ist es manchmal ein Kerker; aber die Sehnsucht wird wieder sanfter und es ist doch ein Heim. Sie wissen, es gehört Ihnen und Sie haben ein Recht darauf. Und ich, sehen Sie — ich habe solche Heimstatt nicht. Die Geige ist mein alles: mein Weib, mein Kind, mein Gott, mein Schaffen und mein Ausruhen. Um der Geige willen ziehe ich in die Welt; zur Geige kehre ich heim, wenn die Welt mich wundgelärmt hat.“ Da war es seltsam, wie Mechtildens Antlitz, das erst gesenkte, sich immer freier hob und endlich den Fremden suchte, fassenden, heischenden Blickes: „Und immer die Kunst! Und alles um die Kunst! Sie Glücklicher!“ —

Aufgepeitscht war des Mannes Seele: „Die Kunst ist herrisch, Schwester! Wer sich ihr weiht, muß tapfer sein; vielleicht ebenso tapfer, wie — Mönche und Klosterfrauen. Er muß wissen, um alle Schönheit des Lebens und um alles herbste Weh. Das Weh darf er behalten; die Schönheit muß er wieder von sich schenken. Da verloht viel Licht und viel Schatten bleibt zurück. — Solange es Mittag ist: wer denkt des Schattens? Man sucht ihn wohl; man freut sich seiner Kühle. — Aber wenn es Nachmittag ward — dann . . .“ Tiefer senkte er das Haupt in seine Hand und schwieg. Rafaela hatte keinen Blick von ihm gewandt. Eine Offenbarung erschloß sich ihr. Und Mechtildens Stimmendunkel bebte ihm entgegen: „Die Kunst ist hold, aber die Kunst ist auch hart. Man muß sie ertragen können.“ Und wie der Grundton ihres eigenen Seelenakkordes gab seine Stimme zurück: „Sie wissen um die Kunst, Schwester. Darum sind Sie Klosterfrau . . .“ Und da wagte sich Rafaela in das Sichverstehen der

Beiden: „Mechtildis singt so schön.“ Der Geiger schwieg und auch Mechtildis stickte schweigend. Rafaela verriet weiter: „Sie kann auch sehr schön Orgel spielen, aber ...“ „Aber, das können wir doch alle,“ ergänzte Mechtildis. „Aber,“ wollte der Geiger wissen, „was aber?“ — „Aber,“ ganz echt war die Heiterkeit nicht, mit der Mechtildis den Gedanken ausspann, „aber wir Nonnen müssen alle Musik können. Wir lehren die Mädchen Lesen und Schreiben und Nähen und Sticken und Flicken und Singen und Musizieren. Die sieben freien Künste sind noch immer Klosterrecht.“ Sie lachte. Der Geiger blieb hartnäckig. „Aber? Schwester Rafaela, was aber?“ — Ganz schüchtern, mit einem etwas ängstlichen Blicke nach Mechtildens seltsam lächelndem Munde gab die junge Nonne Bescheid: „Aber Mechtildis spielt fast nie und noch weniger singt sie.“ — „Ich singe doch mit euch,“ wehrte sich die Angeklagte. Nun geriet die junge Nonne in den Eifer der Selbstverteidigung: „Ja, du könntest singen, am schönsten von uns allen, aber du brummst ja nur so mit.“ Und wieder hatte das junge Plaudern den Ernst verscheucht. Abermals flog dreifaches Lachen herzlich in die Sonnenweite.

Der Fremde erinnerte sich. „Ich wollte Ihnen ja erzählen, was ich in der Kirche da drunten erlebt habe. Zunächst ein Abendereignis. Sehen Sie, Schwestern, ich bin nicht fromm in Ihrem Sinne. Mein Dom ist vielfach. Er muß nicht immer von Mauern überwölbt sein ... Aber in Kirchen gehe ich gerne, zu solchen Stunden, wenn andere Menschen nicht oder wenig drinnen sind.

Ich bin hier im Orte zu Mittag angekommen. Am Nachmittage bin ich ein wenig durch den Wald gestreift. Am Abend, es war schon ganz

finster, drängte es mich: „Hast den Herrgott im Grünen besucht, suche ihn nun in seinem Hause auf! — Ach, so eine Kirche zu später Stunde! Wenn nichts drinnen leuchtet als nur das rote Flämmchen des ewigen Lichtes! Diese Schatten! Diese tiefen Schatten um Chorgestühl und Säulen! Dieses Hervorquellen der Nacht aus allen Nischen! Diese unheimliche Ruhe! Dieses Losgelöstsein von allem Leben! Und das Silbergerät und aller glitzernde Zierat des Altars, wie eine Lockung winkend, in dem Purpurschimmer des kleinen, nie verlöschenden Lichtes! Und nun denken Sie sich in dieser, aller Regung abgewandten Stille eine Gestalt. Ein Mensch! Vor mir kniet er. Ich habe ihn erst gesehen als ich dicht bei ihm stand. In sich gekrümmt, kniete er vor dem undurchdringlichen Dunkel einer kleinen Kapelle. Die Sohlennägel seiner schweren Bergschuhe flimmerten ganz wenig im roten Lichtlein. Daran erkannte ich, daß er wohl vom Gebirge gekommen sein mochte. Neben ihm lag ein Stock, wie ich ihn bei Gebirgsbauern gesehen habe, dann sein Hut und ein Bündelchen. Er hielt die gefalteten Hände an die Brust gepreßt und das Haupt tief auf die Hände gesenkt. Er merkte nicht, daß ich neben ihm stand. Ich half ihm beten. Dann schlich ich leise weg. Er hat mich nicht gehört. — Und ich, Schwestern, ich konnte lange nicht einschlafen, an diesem Abend. Ich mußte an den Mann denken. Wie talweit muß seine Hütte stehen, daß er noch am Abend, nach langer Wanderung, die Kirche sucht! Welches Herzbegebnis mag ihn dahin gezogen haben! Was für ein Frommer muß er sein, oder auch, was für ein arger Sünder, der Einkehr hält und keinen Trost findet, außer in dem stillen Gotteshause!“

Der Fremde schwieg. Die Nonnen hatten ihm gelauscht und Mechtildis fragte: „Sie blicken so dem Herzen auf den Grund?“ Rafaela zuckte ein wenig zusammen: „Es ist so düster und unheimlich in einer finsteren Kirche?“ Der Geiger nickte ihr Zustimmung: „Ja, Schwester, das fand ich auch. Und darum ging ich einige Tage später abermals in die Klosterkirche. Es war am hellen Nachmittage. Die Linden vor dem Kirchentore blühten wie toll und sahen gar nicht klösterlich drein. Und es war wieder leer in der Kirche. Darum schritt ich von Bild zu Bild, von Altar zu Altar und besah mir alles genau. Und ich kam an die Stelle, wo der Mann damals gekniet war. Da sah ich eine hübsche Grotte, aus Tropfstein sauber gefügt, einen überaus sorgsam gedeckten Altartisch, braunhölzerne Kerzenhälter, Blumen, sehr viele liebe, freundliche, duftende Blumen und ober dem Altare, in einer Nische, eine Mariengestalt in weißem Kleide, ein blaues Band um die Mitte, einen langen Rosenkranz um den Arm geschlungen. Das Gesichtchen der Statuette ist hold und süß. Es ist gute Arbeit. Mit Kunstsinn gewählt, kein bloßer Durchschnitt. Ober der lichten Frauengestalt müssen einem Fenster bunte Scheiben eingefügt sein: das gießt einen wunderhübschen Zauberschein über die anmutige Erscheinung. Und an der Seitenwand der Grotte, auf kleiner, vorstehender Tropfsteinkonsole, ein Hirtenmädchen in dunkelrotem Kleide, die Hände gefaltet, ganz Anbetung, ganz ... aber was schildere ich denn da? Sie beide kennen das alles doch viel besser als ich.“

Jetzt war Rafaela die Flinke, die eine Antwort fand: „O, bitte, erzählen Sie weiter! Wir hören

gerne zu!“ Der Geiger verneigte sich dankend: „Wie Sie wünschen! Das Hübscheste kommt nun auch erst. Wie ich da so stehe und alles genau betrachte, jubelt plötzlich die Orgel auf; jubelt in hohen, heiteren Tönen, wie eine kleine Lerche, sinkt dann wieder erdenzu, wird eine fromme, sanfte Pilgerin und gleitet dann ernst und weihevoll dahin, wie es sich für eine Orgel eigentlich geziemt. Ich wende meinen Blick zu Spiel und Spieler und was sehe ich? Eine junge, hübsche Nonne sitzt dort an der Orgel und spielt und immer von Zeit zu Zeit taucht ein zweiter Nonnenkopf auf und dann noch ein dritter und hinter allen dreien, neben dem Holz und Metalle der Orgel, lugt durch ein vergittertes, aber nicht bunt verglastes Fenster der blaue Tag herein und ein Stück blühender Linde.“ —

„Elsbeth!“ jubelte Rafaela auf. „Ja, Schwester Elsbeth“, stimmte Mechtildis bei. „Ach!“, der Fremde freute sich sichtlich: „die Organistin! Nun, und die beiden andern?“ — „Max und Moritz,“ nickte Rafaela. „Wie?“ Des Fremden Erstaunen war groß, „wie? Max und Moritz? In einem Kloster?“ — „Aber Rafaela!“ Strafend klang das. Und Mechtildis fuhr fort. „Wir haben zwei heitere Schwestern, die ich zum Scherze so genannt habe.“ — „So fröhlich geht es in einem Kloster zu? Da möchte ich doch gleich einmal dabei sein! Lassen Sie mich eintreten in Ihren Orden.“ — „Das geht wohl nicht,“ gab Mechtildis zurück, „aber wenn Sie wollen, wäre es uns nur eine Ehre, wenn der große Geiger uns seine Kunst schenken wollte, zu unserem Feste.“ — „Ihr Fest? Was feiern Sie?“ — „Die Gründung unserer Schule.“ — „Wann ist das?“ — „In einigen Wochen; aber wir fangen schon

jetzt zu üben an. Es werden Gäste kommen und unsere Klostermusik muß gut klingen. Darum hat wohl auch Elsbeth etwas geübt." Der Fremde überlegte. „Das lockt mich! Ich werde wohl in den nächsten Tagen schon abreisen müssen; aber wenn es Ihnen angenehm ist, will ich mich für eine Ihrer Proben zur Verfügung stellen." Aus diesem ganzen Satze hatte Rafaela nur ein einziges Wort herausgehört und es übersprang ihre Lippen: „Der Herr fährt schon weg?" Unsagbar weich und gütig legte sich Mechtildens Blick über die junge Nonne; weich war auch des Geigers Stimme, da er sprach: „Schwester Rafaela, das Leben ist für alle eine Wanderfahrt durch viel Buntheit, durch Sonnenleuchten und durch Schatten und in manchen Menschenleben drängt sich das Wandertum besonders deutlich zusammen. Solche Menschen müssen dann irgend einer großen Sache dienen: einem überschäumend großen Lebensdrange, einem übermäßig strahlenden Glücke, einer Kunst oder einer großen, volkssegnenden Idee. Es sind Priester. Der Herrgott zieht mit ihnen." —

Leise, sorgsam, jedes geringste Geräusch vermeidend, packte Mechtildis ihre Arbeit zusammen. Rafaela konnte die Größe des rastlosen Wandertumes nicht erfassen. „Und Sie haben keine Familie? Kein Zuhause?" — Tiefbewegt entrangen sich dem Geiger die Worte: „Mein Weib hätte müssen die Größe und herbe Macht der Kunst ganz erfassen. Das hat sie nicht gekonnt. Sie ist mit meinem Kinde heimgegangen, in ihr Elternhaus und hat mich allein gelassen." Erschrocken fuhr Rafaela zurück: „Mein Gott, wie kann man das tun?" Der Geiger war aufgestanden und sah auf sie nieder, wie auf ein

Kind, aber er sprach zu Mechtildis, da er sagte: „Sie, Schwester Mechtildis, Sie werden es eher erfassen, daß es in einer wahren Ehe nur eines geben kann: restloses Ineinanderfließen der Seelen. Alles andere ist Täuschung und Tand." — Dann, als wolle er von sich schütteln, was da in seiner Seele aufgestiegen war, an Vergangenheit und Bitternis, nickte er den Nonnen zu: „Darf ich also kommen? Würde mich herzlich freuen." Er dachte einen Augenblick nach: „Ich hätte eine Bitte. Die Schwestern singen ja alle. Nun hat mir da ein Freund, kurz vor meiner Abreise, Noten gebracht. Es ist eine Art Preislied an Elisabeth von Thüringen. Bariton oder Alt müßte es singen. Die Geige umrankt nur den Gesang. Ich bin noch nicht dazu gekommen, es mir singen zu lassen. Darf ich die Noten mitbringen? Wenn vielleicht Schwester Mechtildis so gütig wären. . . .?" Nun war Mechtilden eine feine Röte in das Antlitz gestiegen. Sie zögerte einen Augenblick, dann sprach sie: „Ich will die Oberin fragen. Aber wen, bitte, darf ich nennen, als den Geiger?" — „Ach so!" Er überlegte eine Weile. „Ihnen, persönlich, sollte ich ja meinen Namen sagen. Ihrer Oberin aber soll ich doch nur der Geiger sein, der das Haus betreten darf. Eine Stimme, die mir einmal teuer gewesen ist, hat behauptet, mein Spiel habe ihr den Lenz geschenkt und so, wie den Lenzgott in der heidnischen Sage, hat sie mich genannt Sie gab mir den Namen ‚Sigurd'. Und Sigurd heiße ich nun überall, wo meine Geige klingt. Meinen bürgerlichen Namen hat man ganz vergessen. Ich selbst denke nicht daran, daß ich eigentlich anders heiße. Ich selbst bin mir Sigurd und will Sigurd bleiben, denn Frühling

will ich bringen und Auferweckung allem, was müde ist und leidgebeugt." Und nochmals sprach Mechtildis: „Glücklicher Mann!" Rafaela aber erwog: „Können Sie denn das? Alle aufrichten, die müde sind und traurig?" — „Ich allein, Schwester Rafaela, ich könnte es freilich nicht, aber alle echte Kunst ist eine Trösterin und Erweckerin und ich ringe um echte Kunst." Lächelnd umfing sein Blick ihr verträumtes Gesichtchen: „Das verstehen Sie jetzt, Schwester, nicht wahr?" „Ja", nickte die junge Nonne. Mechtildis hatte sich erhoben: „Rafaela, es ist Zeit. Komm!" Und zu dem Geiger: „Ich will mit der Oberin sprechen. Wo aber können wir Ihnen Botschaft bringen?" Der Geiger gab Antwort: „Ich werde morgen vormittags wieder an diese Stelle kommen." Und er scherzte: „Wenn mir das Schicksal wohl will, führt es die beiden Schwestern wieder her. Dann erfahre ich, was mit dem Spiele wird." — „Wir werden kommen", versprach Rafaela und legte ein wenig scheu ihre Rechte in seine dargebotene Hand. „Und, Schwester Rafaela, sagen Sie, bitte, ihren Mitschwestern: Orgelspiel und junge Nonnen und blühendes Lindengezweige: das war eine wonnesame Dreiheit." —

Mechtildis erhielt zum Abschiede einen Blick, der tiefernst war und aus dem es sprach, wie Stimmen, so die Worte scheuen . . .

Dann gingen die Nonnen.

Rafaelens Häuptlein wollte es zurückreißen, noch einmal zu sehen, ob der Geiger noch droben weile, an der eben verlassenen Bank . . . Mechtildis faßte sie stumm an der Hand und schritt dahin, rasch, geradeausblickend, daß die junge Nonne

den halbgewendeten Kopf wieder wegwärts wandte und schweigend talzu ging.

* * *

Kloster und Garten durchschwirrte es, gleich aufgescheuchten Vögeln. Die Schwestern flüsterten es einander zu und der Neugierde, des Verwunderns, des immer neuen Fragens war kein Ende. Natürlich hatte es wieder Honorata ausgespürt, die Alleserfahrende. Gehört hatte sie nicht sehr viel, denn Mechtildis hatte gleich geschwiegen, als Honorata in das Musikzimmer hineinwirbelte, ein Notenblatt lustig schwingend, dessen Fortsetzung suchend. Von Mechtildis hatte die lustige Nonne freilich nichts anderes gehört, als die Mahnung: „Aber Schwester, halten Sie doch die Noten etwas mehr in Ordnung." Und die Ermahnte hatte sich bemüht, raschestens das Gesuchte und wieder die Türe zu finden, denn Mechtildens ernste Augen konnten bisweilen ungemütlich blicken . . . Aber in den kurzen Augenblicken des Suchens und Wiederhinaushuschens waren dennoch seltsame Worte gefallen. „Sigurd? Schwester Mechtildis, was ist das für ein Name? . . . Haben wir eine gute Geige? . . . Die heilige Elisabeth ist es wohl wert, daß wir sie preisen . . ."

Ganz leise, mit ihrer überdeckten milden Stimme, hatte Mutter Clarissa die Sätze vor sich hingesprochen, aus ihrem maßlosen Erstaunen heraus, aus ihrem, ein wenig mühsamen Sich-Zurechtfinden. Die heitere Nonne Honorata war flink im Schlüsselziehen; sie hatte kaum die Türe hinter sich geschlossen, so lag schon das Gewebe dieser seltsamen Sätze schön und freundlich ausgebreitet in ihrem munteren Seelchen. Schwester Sanktia war die erste, die davon erfuhr und alsbald huschte es

auch durch die Gemüter der übrigen und die Neugierde brannte lichterloh . . .

Mutter Clarissa sagte „ja", denn, wenn Schwester Mechtildis etwas vorschlug, dann war es gut. Gegenüber der weltklugen Lebensauffassung der seelenkräftigen Schwester konnte ein zaghaftes, die Dinge niemals völlig erfassendes Zögern der ehrwürdigen Mutter nie recht bestehen und so geschah es innerhalb der Klostermauern ganz so, wie es im Leben sich oft begibt, daß nicht die öffentlich oberste Gewalt plante und entschied, sondern ein Wille, der sich mit höflicher Ruhe unterordnete und in seiner berufsmäßig geübten, unauffälligen Demut den vorgesetzten Geist in selbstgelegte, eigene Gleise zwang. Wie gerne ließ Mutter Clarissa geschehen, was geschah, nach Mechtildens Gebot. Es gab ihr um so mehr Freiheit, völlig dem zu gehören, wozu ihre innerste Neigung sie trieb: zu stiller, heimlicher, in einsamer Zelle erlebter Hingabe der Seele an die nie zu Ende gedachten Wunder göttlicher Offenbarungen und an die Rosen des Gartens. Das war der einzige Weltzug in Mutter Clarissens Gemüt. Die holden Rosenblüten, die draußen im brausenden Treiben den Frauen von Leben und Lieben künden, ihre prangenden lachenden Feste schmückend, diese gleichen Rosen waren der still in sich gekehrten Mutter Oberin das süßeste Gleichnis huldreichster Gottesliebe. Sie waren der höchste Schmuck, den sie hinzuopfern vermochte auf die Altäre ihrer Heiligen. Und da war sie Kennerin. Kein Rosenstock ward gepflanzt oder gepflegt, ohne daß Mutter Clarissa genaueste Weisungen erteilt hätte. Sie kannte den Boden an jeder einzelnen Stelle des Klostergartens; sie wußte für jeden einzelnen ihrer süß atmenden Lieblinge die Bedingungen zu

schaffen, daß Licht und Luft, Erde und Gärtnerhand der Pflanze Säfte so emportrieben, daß edelste Blütenwunder sich erschließen konnten. Mutter Clarissa war selbst mit dem Veredelungsmesser umhergeschritten, hatte die Augen hochentwickelter Arten den wilden Zweiglein eingesetzt, die Wunden sorgsam verklebt und verbunden und ihrer gewartet. Und wenn nun unter lebfrischen, steirischen Bauernblüten, unter lachenden Schlingrosen, zwischen Moosröslein und munteren Büschen die Fremdlinge aus den Hochstätten feinsinniger Rosenpflege sich zuflüsterten, wenn diese Marechal Nil, diese La France, diese Malmaison und was ihrer mehr sind an seltenen, sich schwer erhaltenden Adeligen des Rosenzaubers, taten, als raunten sie einander Märchen zu, in einer fremden Sprache, und wenn die edle Schneekönigin ihre schimmernden Blüten erschloß, gleich einer weißen, wunderholden Feengabe: dann war es Mutter Clarissa, als habe ihre eigene Seele sich verhundertfacht und bete nun in allen diesen Blüten, herzlicher, inniger noch, als ihre Nonnenlippen zu beten verstanden.

Dann konnte es bisweilen auch geschehen, daß Mutter Clarissens stille, gottzugewandte Seele umfangen ward von der einzigen Eitelkeit, die Macht erlangte über ihr weltfernes Wandeln: wenn die Rosen blühten; blühten, daß es emporjauchzte zum Allmächtigen wie ein berauschender Festgesang der Schönheit, dann freute sie sich, wenn Fremde anläuteten an der Klosterpforte, wenn sie darum baten, die Rosen sehen zu dürfen. Dann war Mutter Clarissa freudenreich, wie ein Kind im Lenze. Aber sie ging nur selten selbst mit zu den prangenden Rosenstöcken. Sie bat eine ihrer Nonnen: „Schwester, bitte, führen Sie." Sie selbst verschloß sich vielleicht in solchen Augen-

blicken in der Zelle und wußte dabei: ihre Lieblinge streuten den Segen verklärender Schönheit in ein empfangendes Menschenherz. Das war Mutter Clarissens Liebesdienst an den Menschen.

Nun überlegte sie eine lange Nacht und fragte Gott im Gebete, ob es wohl recht sei, und als die Frühmesse vorüber war, rief sie Mechtilden an sich: „Schwester Mechtildis, ich möchte dem fremden Geiger unsere Rosen zeigen. Wenn er so gütig ist, uns seine Kunst zu gönnen, so soll er auch unseren Dank empfangen." Aufblitzte es in Mechtildens Auge: „Das wird ihn sicher freuen. Er wird Ihre Kunst nicht weniger bewundern, ehrwürdige Mutter, wie wir die seine. Ich werde dafür sorgen, daß unsere jungen Nonnen nicht im Wege stehen, wenn Sie ihm ..." Erschrocken legte Mutter Clarissa die Hand an die Brust: „Nein, nein! Nicht ich! Das müssen Sie tun, Schwester Mechtildis! Sie müssen ihn führen!" Und dann war es, als packe sie ihr Nonnentum: „Die übrigen Schwestern brauchen nicht dabei herumzustehen. Es ist genug, wenn der fremde Geiger im Kloster spielt." Unmutig sann Mechtildis vor sich hin. „Ich iue es ungern", hemmte sie. Aengstlich suchten Mutter Clarissas Blicke das Antlitz der Schwester: „Was ist Ihnen unlieb, Schwester Mechtildis? Sollen wir den Geiger lieber nicht kommen lassen?" Mechtildis biß die Lippen zusammen. Das hieß: „Laß mich überlegen!" Dann sah sie auf: „Ich werde ihn zu den Rosen führen, ehrwürdige Mutter" ...

Schulpause war. Die kleinen Mädchen zerstreuten sich in dem Teile des Klostergartens, den zu betreten sie die Erlaubnis hatten, und abermals stand Schwester Mechtildis vor Mutter Clarissa. In dem festen Gesichte der Nonne arbeitete

gebändigte Erregung: „Ehrwürdige Mutter, wo ist Schwester Rafaela?" Sehr erstaunt hörte Mutter Clarissa die rasch gesprochene Frage. „Vermissen Sie Schwester Rafaela?" „Ja, ehrwürdige Mutter! Bevor ich mit der Nähstunde begonnen habe, war sie noch da. Wo ist sie hingegangen?" Die Stille schüttelte lächelnd das Haupt: „Wieso Sie nur so dringend fragen, Schwester Mechtildis. Unsere kleine Rafaela ist in den Wald gegangen." — „In den Wald?" Lauter als gewollt, hatte Mechtildis es gefragt und sie setzte hinzu: „Seit wann gestattet der Orden, daß unsere Nonnen allein in den Wald gehen?" Wieder lächelte die Oberin: „Schwester Mechtildis, Sie wissen selbst genug gut, was dieses Verbot bedeuten soll. Es ist gegen die Gefahren der Welt gerichtet. Schwester Rafaela kennt keine Welt. Sie ist ein Kind und die Waldluft tut ihr gut. Ich habe mir erst gestern gedacht, daß sie nicht mehr so bleich aussieht." Es war beinahe ein Hauch von Zärtlichkeit in den Mienen der Oberin als sie weiter sprach: „Das Oberland wäre ihr Verderben. Es ist viel zu rauh für sie. Jetzt soll sie sich nur recht erholen. Die Ferien kommen noch und bis die Schule wieder beginnt, kann sie schon selbst mit unterrichten, ohne daß es ihr schaden wird. Wir werden ihr die ganz kleinen Mädchen geben, Schwester Mechtildis, die lieben Kleinsten. Sie kann mit ihnen Kindergarten spielen und wird ein Kind sein unter den Kindern." Mechtildis seufzte auf und Mutter Clarissa, die Sanfte, Immermilde, mußte wirklich lachen: „Bangen Sie doch nicht, Schwester Mechtildis, unser Kind findet glücklich wieder zurück." Heftig entfuhr es Mechtilden: „Der Wald ist dunkel, selbst am

Tage, und Kinder können sich verirren auf fremden Pfaden. Was weiß Rafaela von den Wegen außerhalb des Klosters! Sie hat bisher immer nur Blumen gesehen und Schmetterlinge und sie ist die erste, die irre geht." — Nun griff auch Mutter Clarissen die Bangnis an: „Fürchten Sie wirklich, Schwester Mechtildis?" — „Ja, ich fürchte! Das sollen Sie nicht tun, ehrwürdige Mutter. Sie sollen nicht abschwenken von unserer strengen Regel, auch bei Rafaela nicht. — Meine Schulstunde ist ohnehin vorüber; ich gehe Rafaela nach." Erlöst stimmte die Oberin bei: „Jetzt bangt mir aber wirklich. Sie haben mich ängstlich gemacht. Es sind so viele Wege im Walde. Rafaela wird sich doch nicht in der Richtung irren!" Beruhigend versprach Mechtildis: „Ich werde unsere Ausreißerin schon heimholen." — „Werden Sie aber auch wissen, Schwester Mechtildis, wo Sie sie finden können?" Mechtildis sagte wieder beruhigter: „Ich ahne, daß sie die Stelle sucht, wo wir gestern die Zyklamen fanden. Rafaela liebt diese zarten Blumen." Nun drängte Mutter Clarissa: „Gehen Sie, Schwester, gehen Sie! Und Rafaela soll den anderen Nonnen nichts sagen, daß ich ihr erlaubt hatte allein auszugehen. Die anderen haben alle Schule gehabt. Keine hat sie gesehen. Honorata und Sanktia sind gleich bei der Hand mit Eigenmächtigkeiten." „Mit einigen so jungen Nonnen werden wir schon fertig werden", tröstete Mechtildis, verneigte sich vor Mutter Clarissa und ging festen, raschen Schrittes der Gartenpforte zu.

* * *

Die also umsorgte Schwester Rafaela wußte aber recht wohl den Waldweg, der sie rief. Immer

deutlicher war seit gestern vormittags dieses Weges Blütenschimmer in ihrer Seele emporgetaucht. Immer holder waren bei des Weges geistigem Erschauen ihrer Wangen Röslein erblüht. Am Ende dieses gestrigen Tages, als die Träumerin nach letzter, gemeinsamer Andacht in ihre Zelle trat, hatten selbige Röslein schon so liebliche Röte erreicht, daß selbst Mutter Clarissa gestaunt haben würde, über der Erholung plötzlich gar so raschen Fortgang. Niemand, außer Rafaela, hatte vernommen, wie leise, hauchgleich, ein bebender Geigenton durch das Fenster geschwebt gekommen war. Oder kam das gar nicht durch das Fenster? Tönte es leise, leise und dennoch innig vernehmlich, in der jungen Nonne klangberührter Seele? War das nur Widerhall? Nur das Saitenschwingen in eines Klanges Zugehörigkeit? Behutsam schloß die Nonne ihrer Zelle Türe und entzündete eine Kerze. Der Schimmer der Kerze fing in seinen Kreis den marmorbleichen Leib des Gottessohnes auf dunklem Holzkreuze. Rafaela hob die Blicke zu dem Gepeinigten: „Der du hinwegträgst die Sünden der Welt," flüsterte sie und wußte nicht, wieso ihr die Worte erwacht waren. Aber da nun solcherart Jesus nach ihrer Seele langte, drängte es sie, noch einmal an diesem heutigen Tage von ihm zu hören, lauschend seiner Rede, die süß tönte allen Bedrängten und tröstend allen Sehnsüchtigen.

Zu Füßen des Kruzifixes, auf dem Betschemel, lagen mehrere Erbauungsbücher. Die feine Nonnenhand griff nach der Vulgata. Rafaela stellte die Kerze auf die Betbank und legte das Buch daneben. Sie kniete nieder, öffnete den Band und blätterte darin. Leise knisternd glitten ihr einige Seiten zwischen den Fingern. Ihr

Auge nahm einzelne Buchstaben wahr. Ihr Sinn erfaßte nicht, was da aus den Lettern sprach. Ihr Sinn hörte Geigenklang. Ihre Seele träumte . . .

Sie hatte den dunklen Schleier mit seinem steifen weißen Häubchen abgelegt und das schneeweiße Nonnentuch umgab enggeschmiegt den edelgeformten Kopf. In dem schimmernden Weiß des Linnens und in dem sanften Flimmern der Kerzenflammen war ihr junges Antlitz eine noch holdere Blüte denn je zuvor.

Mutter Clarissa sieh doch dieses Kindes ahnende und noch nicht wissende Züge! Lächelt nicht so und träumt nicht so eines erwachenden Weibes seliger Lenz? . . .

Das zarte Nonnenhaupt neigte sich wieder über die Blätter. Diesmal blieb der Blick haften. „Aus der Fülle des Herzens redet der Mund." So stand da im sechsten Kapitel des Evangelisten Lukas. Da hob es sich neu in dem Herzen der Nonne. Der weiche Geigenton klang wieder auf und er ward ein Gebet und ward ein wortloses Wort und die Nonne konnte es nicht fassen, wieso es geschehen mochte, daß ihr Sinnen Geigentöne vernahm, dieweil ihrer Seele Tore sich öffneten, für die Rede des Herrn. Verwirrung überkam sie. Klarheit wollte sie finden. Der Herr selbst sollte ihr Antwort geben auf ihre stumme Frage um jenes Geigentones Recht. Und sie blätterte weiter, vorwärts, rückwärts, ohne Halt und Absicht. Und da war sie bei Johannes, des Herrn liebsten Jünger. „Er, den er mehr liebte als alle anderen, er wird mich führen", fühlte Rafaelens Maienseele und sie las: „Denn ich bin vom Himmel gekommen, nicht um meinen Willen zu tun, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat." Und da hub abermals der

Geige Klingen an und eine Stimme war in Rafaela, diese Stimme deutete: „Gottesgeige! Sie tönt, zu künden, was kein Menschenwort zu sagen vermag."

Aber Rafaela war Nonne. Von frühester Kindheit an hatte das Klosterleben sie daran gewöhnt, in Menschenworten dem Allmächtigen zu nahen, aus Menschenworten seinen Laut zu hören. Diese tönende Geige störte sie nun. Die Nonne in ihr war stärker als das erwachende Weib und diese Nonne flüchtete zu dem Erlöser. Sie flüchtete vollends zu ihm, ohne träumende Durchkreuzung seiner heiligen Ermahnungen und Lehren. Rafaelas Zyklamensträußchen atmete ferne der Zelle, auf dem Altare einer kleinen Kapelle und in Rafaelas Seele war der Atem des Waldes schwächer geworden und beruhigter. Ihre Seele folgte dem Erlöser, wie er die Kranken heilt und seine Gotteslehre schenkt; sie mischte sich unter die Tausende, die ihm folgen und sie lagerte mit den Tausenden an des Berges Hang und lauschte seiner Rede, wie sie verkündet wird durch den Evangelisten Matthäus. Völlig hingegeben war nun Schwester Rafaela an die Worte des Evangeliums. Tief beugte sich ihr Antlitz über das Buch. Ihre Hände falteten sich nach frommer Nonnenweise, da sie die heilige Sprache in sich aufnahm. Sie las vom Beginne des Kapitels über die Bergpredigt und gleich Sätzen, die eines Herrschenden Hammer in Steine schlägt, also fanden die göttlichen Reden ihr inneres Ohr, gütig, sanft, Milde fordernd und Liebe verheißend und dennoch, bei aller Sanftmut und Güte, unbedingt wollend, mit der Herrengewalt des Allmächtigen. Und Rafaela kam zu der Stelle, die da heißt: „Und wenn du betest,

so geh in deine Kammer, schließe die Türe und bete zu deinem Vater im Verborgenen." Da fühlte Rafaelas berührtes Herzlein, wie recht es getan hatte, mit solcher stillen, gotterschlossenen Andacht in einsamer Nonnenzelle. Sie las noch die folgenden Verse des Matthäus-Evangeliums, darin Jesus, der Gütige, alle die Tausende, zu ihm Aufblickenden lehrt, wie es zu beten sei, jenes schlichteste und innigste Gebet, das Menschenlippen jemals sprachen: „Vater unser, der du im Himmel bist..." Da schloß die Nonne sacht das Buch, langte nach dem Rosenkranze und ihre tief besänftigte Seele betete ...

Etwas später aber, als die junge Nonne auf ihrem Lager ruhte und die feinen Lider der blauen Augen Schlummer gütig bedeckten, schwebte, neben der verlöschten Kerze her, ein Traum heran. Er neigte sich über die Nonne und lächelte der Schläferin entgegen. Da öffneten sich auch die jungen Lippen auf dem Pfühle in still verklärtem Glück.

Und Rafaelas Seele schwebte an des Traumes Hand.

Sie wand sich aus Blütengerank und raunendem Waldesdunkel; sie rang sich los aus dürrer Aestlein Umgarnung; sie stand auf freier Halde und sah in das Tal. Drunten rauschte ein Bach. Felder breiteten sich aus und weicher, reicher Wiesen jubelndes Grün. Auf diesen Wiesen hingelagert aber weilten Tausende und lauschten dem, der droben stand, dort, vor dem Kirchlein auf dem Bergvorsprunge. Sie lauschten dem Erlöser, der Segnungen spendete für der Tausende Seelen. Wundersam mild und barmherzig floß seine Rede und seine lichte Erscheinung war überflutet von des Tages hellstem Leuchten. Was er sagte war

tief, wie tiefster Schächte edelstes Erz und es war klar, wie höchster Firne klarstes Eiskristall. Und wie er sprach, ward seine Stimme immer weicher, immer süßer, immer ferner einem Menschenlaute. Und da der Träumerin Auge den Hohen suchte, schwand seine Gestalt immer tiefer zurück, im unendlichen Heranströmen eines unermeßlichen Lichtes und bald war nichts mehr da als nur dieses Licht, dieses große, gewaltige und dennoch milde, erquickende Licht. Und seine Rede tönte fort, aber sie war nun schon ganz Klang geworden, ganz Musik; sie war das wundersame Tönen einer Geige ...

Neben Rafaela aber stand Irmingard, die früh Dahingeschiedene. „Rafaela", fragte der Entschlafenen Stimme, „Rafaela, kennst nun auch du die Gottesgeige? In jeder Menschenseele tönt sie auf. Und wehe dem Aermsten, dem sie niemals tönte; er würde niemals Gott erahnen können..." „Wer aber schuf mir dieser Geige Tönen?", so fragte Rafaelas traumumfangenes Seelchen. Und Irmingard, die früh Entschwundene, gab Antwort: „Dein eigenes Herz." „Mein Herz?", so fragte staunend Rafaelas Seele. Nun war auch Irmingard entschwunden und aus der Ferne kam verschwebend Antwort: „Dein Herz muß fühlen, was es tönen macht..."

Als am nächsten Morgen die Nonnen in der Frühmesse ihre Häupter neigten, vor Gottes wunderreichem Sichverschenken in der Gestalt von Brot und Wein, schloß in ihre Bitten an den Höchsten um Gnade und um Segnung, die Schwester Rafaela auch den Geiger Sigurd ein.

Und als habe dieses Namens Gedenken, in geweihtestem Augenblicke, den Namen selbst geweiht und ihn verknüpft mit Rafaelas Seele, so bebte

dieser Name durch der Nonne Sinn, den Morgen lang und den Vormittag hindurch. Er schwebte aus dem Geplauder der Bäume; er durchhuschte das Summen der Bienen; die Vögel jubilierten ihn in höchster Seligkeit und gleich süßen Sagen enthauchte es des Klostergartens Blüten: „Sigurd, Sigurd!“

In der Stunde dann, in der am gestrigen Tage die beiden Schwestern den Wald betreten hatten, ward die Klostermauer drückend, der Garten eng. Der Wald rauschte von der Ferne her in den Garten herein, rufend, werbend, zwingend. Dann zuckte es als Erschrecken durch Rafaelas Denken: wenn Mechtildis so lange in der Schulstunde zu tun hatte, dann meinte wohl der Geiger Sigurd, man wolle ihm keine Botschaft gönnen; sein Spiel wolle nicht vernommen werden, drunten im Kloster. Sein Spiel! Seiner Geige Tönen! Seine Gottesgeige! . . .

Rafaela hatte von Mutter Clarissa die Erlaubnis erhalten, in den Wald zu gehen. Sie solle sich nur recht am Grün erquicken und glücklich wieder heimkehren: so hatte Mutter Clarissa gewünscht . . .

Wie seltsam diesmal die Klosterpforte sich in der Angel gedreht hatte! Da die Türe mit leisem Geräusche ins Schloß fiel, war solches Einfallen nicht wie ein fröhlich gerufenes: „Sigurd“? Wie sich Rafaela auf den Wald freute! Ob sie wohl wieder Zyklamen sehen werde? Aber sie wollte heute nicht in das Astwerk geraten. Nicht täglich kam ein Geiger Sigurd. . . . Oder ob sie nicht überhaupt den Wald meiden sollte? Gleich neben dem Klostergarten ansteigend, strebte an dem jähen Wiesenhange ein Pfad zu dem Bergkirchlein empor; steil, sonnenüberglüht. Der Weg war kürzer

als jener durch den Wald. Der Geiger Sigurd konnte auf diesem Wege rascher erreicht werden, rascher konnte er erfahren, daß man im Kloster seiner harre. Denn Rafaela war die Einzige, die genaue Kenntnis hatte von Mechtildens Anfrage und Mutter Clarissens Gewährung. Mechtildis hatte es Rafaela gesagt und die junge Nonne wußte auch von Mutter Clarissens Wunsch, daß der Geiger die Rosen sehen solle. „Wirst du ihn führen, Mechtildis?“, hatte Rafaela gefragt. „Wenn die ehrwürdige Mutter es wünscht, so muß ich es tun“, war die Antwort.

Sollte Rafaela die steile Wiese hinaufklimmen? Der Weg war ganz frei gelegen, deutlich wahrnehmbar aus dem Garten und von den Fenstern des Klosters. Hatte Rafaela nicht vom Walde geredet? Hatte sie Mutter Clarissa verraten, daß eine Botschaft sie drängte? Hatte die ehrwürdige Mutter überhaupt mit einer Silbe darnach gefragt, wie und wo der Geiger Nachricht erhalten werde? Mutter Clarissa wußte die Fäden des kommenden Klostereregnisses in Mechtildens Hand und war beruhigt. Und die junge Nonne Rafaela trug heute in dem Kinderseelchen von gestern ihr erstes, süßes Frauengeheimnis in den Wald hinein: einen Namen; einen nicht zu Ende gedachten Namen. . . .

Denn Rafaela ging durch den Wald. Nicht gesehen wollte sie sein auf offenem Wiesenpfade. Den gleichen Weg wollte sie tun wie gestern und alles war heute noch viel schöner wie gestern, denn ein goldenes Gewebe lag gebreitet über den Wald und über die Blumen; über die ganze Erde. . . . Das Netz war gesponnen aus der seligen Freude, weil gestern Sigurd diesen Wald durchschritten hatte. Die Eichhörnchen

hatten es heute besonders geschäftig; sie mußten einander melden: „Sigurd hat uns gesehen.“ Die Vöglein schmetterten: „Sigurd hat unsere Weise erlauscht.“ Dort lag das Astwerk, darunter die Zyklamen hauchten: „Sigurd ist neben uns gekniet.“ Rafaela mußte stehen bleiben und hinblicken zu dem Geäst und sie sah des Geigers Haupt sich neigen, vor ihr, ihr zur Hilfe. Sie fühlte die Hand, die sich ihr geboten; sie fühlte das plötzliche Emporgehobenwerden, das sekundenlange Schweben, losgelöst vom Waldboden und eigenen Willen, ganz nur hingegeben in zwei gottverkündende Hände, in des Geigers Sigurd Hände....

Heiß erflammten Rafaelas Wangen. Langsam schritt sie weiter. Was war geschehen seit gestern? Was tat sich auf in ihrer Seele, als harre es, die ganze Schöpfung jauchzend in sich zu rufen? Ein Wunder, ein Wunder! Gott hatte ein Wunder getan an ihrer Seele! War nicht der fremde Geiger Gottes Vollstrecker auf Erden? Ward er nicht gesandt von Gott, sie zu erwecken, daß auch in ihr die Gottesgeige töne? War diese Gottesgeige nur ein Tönen? War sie nichts sonst als nur ein Instrument, das eine Hand zu wundersamem Klang belebt? War sie nicht mehr? Kann nicht die Seele eines Menschen zu einer zweiten Menschenseele finden, daß es das Innerste durchbebt, wie holdes Klingen? Und Sigurds Wort und Sigurds ganzes Wesen? War er nicht selbst, in jedem Atemzuge, der eigenen Seele wundersamste Geige? — Er war es, der sie süß umfing, die Schwester Rafaela, mit seiner Seele mildem, reichem Klange —; nicht seine Geige; nein, er selbst, der Geiger Sigurd....

So wußte Rafaelas neues Wissen....

Die Augen strahlten strahlender denn je und ihre Lippen lächelten der Stunde....

So trat sie aus dem Walde, sah sich noch einmal um und ihre Seele dankte, dankte den Bäumen, die ihr so frohes Wissen dargetan... Rafaela hemmte ihren Gang. Langsam schritt sie der Bank entgegen. Schon sah sie die zerbröckelnde Marienstatue; sie sah des Kirschbaums schwankendes Gezweige. Nun trat sie an die Bank heran. — Die Bank war leer. — Der Geiger war nicht da. Enttäuscht stand Rafaela. Sie wandte sich um. Niemand war zu sehen. Noch wob das junge Erkennen dieses eben getanen Waldweges um der Nonne Seele; aber wie herbe Dornen stach es jählings in die kaum erschlossenen Blüten: „Was willst du finden? Wen willst du deiner Seele zugesellen? — Hatte der Geiger nicht gewußt, daß ihm hier Botschaft werden sollte? Was blieb er dieser Stelle ferne?“ Und die erwachte junge Seele fand ihres Wachens erstes Leid: „Was blieb er ferne?“ Ganz von weitem zuckte eine Frage auf; doch viel zu innig in goldene Netze versponnen war diese junge Seele, als daß sie solches Fragen deutlicher vernommen hätte. — „Ward das aus Absicht? Mied er diese Stelle?“ so forschte es. Und Rafaela schüttelte das Köpflein als müsse sie „nein“ sagen auf eine Frage, der sie keine Nähe gestattete; denn süß und leise klang in ihrem Herzen ein ferner Geigenton...

Langsam schritt sie die Stufen hinan. Sie ging nicht den gleichen Weg, den sie gekommen war. Sie wandte sich noch einmal dem Tale entgegen, umfing mit ihrem Blicke das gesegnete Land und mußte ihres Traumes gedenken. Da droben war er gestanden, der Erlöser. Vor dieser kleinen,

schindelgedeckten Kirche auf dem Bergvorsprunge war er gestanden. Gerade dort vor dem mächtigen Missionskreuze an der Kryptawand war er gestanden, umflossen von unendlichem Lichte. — Ihr Traum hob sie Stufe nach Stufe empor, der Stelle zu, wo der göttliche Verkünder geredet hatte und dann in dem unermeßlichen Leuchten entschwunden war. — Rafaela war nach der obersten Steinstufe auf den weichen Rasen getreten. Ihr Sinnen senkte sich noch einmal in ihres Traumes Offenbarung. Gehemmten Ganges schritt sie weiter, beinahe getragen von der Decke des weichen, dichten Grases. Sie wandte sich der Kirchenseite zu, wo von der Tiefe her, aus der waldumrauschten Enge empor, der Wildbach seine tollen Lieder sang. Sie hielt das Haupt gesenkt, die Hände gegenseitig in den Aermelöffnungen verborgen, nach stiller Nonnenweise. — Als sie nach einigen Schritten das Haupt hob, schrak sie zusammen; dort, nahe dem talzugleitenden Hange, stand der Geiger. Den Hut in der Hand, stand er dort, leicht auf den Stock gestützt, ähnlich wie gestern unter dem Lindenbaume, aber noch viel tiefer in Betrachtung versunken. Das Haupt hielt er etwas erhoben, als habe er eine Zwiesprache mit der Unendlichkeit. Rafaela wagte keinen Schritt weiter zu tun. Sie wagte auch nicht hinzublicken zu dem Geiger. Und sie getraute sich ebenso nicht in die Gegend hineinzusehen; es wäre ihrer ehrlichen Seele gewesen wie eine Heuchelei, denn ihr Sinnen ging nicht nach der Landschaft. So standen sie beide und fanden nicht die Wege zu einander ....

Dann überlegte Rafaela: „Wie, wenn er sich umwandte ohne hergeblickt zu haben? Wenn er hinwegschritt? Wie könnte sie ihn erreichen, wie

ihm sagen, die Botschaft aus dem Kloster, daß er erwartet werde morgen nachmittags? Und dann; wie sollte sie ihn fragen, das eine, was sie allzu gerne auch von ihm erfahren hätte: ob er es wisse, ob er es auch schon einmal gefühlt hatte, das Durchklungensein der Seele von eines anderen Menschen Wesen? .... Doch wie ihn fragen? Wie ihn stören in seinem stillen Sinnen? Wie an ihn herantreten können?“

Die Nonne stand und überlegte. Da wandte der Geiger im Umherblicken das Haupt und sah zu ihr. Einen Augenblick blieb er stumm, überrascht. Dann kam er rasch heran. — „Schwester Rafaela!“ Die Glocke seiner Stimme schwang ihr entgegen und weckte sie zwar nicht zur Tat, aber zu völliger Verwirrung. Im Augenblicke, als ihr sein Wort entgegenklang, hatte sie vergessen, was sie so gerne gewußt hätte, von Seelenton und von Seelendurchdringung und sie hatte vergessen auf die Klosterbotschaft. Sie stand wieder wie ein Kind, hilflos und festgewurzelt, gleich einem Wiesenblümlein, das schön und stumm dem Wanderer entgegengrüßt.

Der Geiger war an sie herangetreten. Er bot ihr die Hand: „Das ist eine liebe Ueberraschung! Ich vermutete Sie noch nicht heroben.“ Nun fand Rafaela das Wort, grüßte ihn und gab ihm etwas zaghaft die Hand. Er hielt ihre Hand ein wenig in der seinen, ehe er sie wieder freiließ und blickte ihr freundlich in das brennende Gesichtlein. „Das ist sehr schön, Schwester Rafaela, daß Sie sich heraufbemühen. Wartet Schwester Mechtildis bei der Bank?“ Nun mußte Rafaela gestehen: „Mechtildis ist nicht hier. Ich bin allein.“ ... Ein wenig schwer hatte sich ihr diese Auskunft entrungen. „Allein?“ —

Des Geigers Staunen kam ihr vor, wie eines Priesters strafender Verweis. Sie hätte mögen fliehen, durch Buschwerk und Gestrüpp, wie ein verscheuchtes Reh, vor des Geigers Frage. Aber sie mußte stehen bleiben und stand als eine schuldbeladene Sünderin ... Der Geiger mochte bemerkt haben, daß seine Frage sie erschreckt hatte. Er neigte sich über sie und in seiner Haltung war etwas von der Güte eines Vaters, der sein betrübtes Kind zu trösten bemüht ist. „Das ist ja wunderschön von Ihnen, Schwester Rafaela, daß Sie gekommen sind! Die Stunde hat nun noch um einen Lichtstrahl mehr. Sehen Sie doch nur, wie schön es hier ist! Die Weiten, die Wälder, der leise heraufklingende Hall werktätiger Menschen ... und dort — sehen sie doch, bitte, dort auf dem Holzschlage den Jungen. Er hält dort Weidevieh. Er steht dort, sehen Sie, Schwester, dort, hinter der kleinen Kapelle. Sehen Sie die Kapelle? Sie steht ober dem Bergwege, der so steil höhenzu führt. Sie sehen den Weg, nicht wahr? Er macht eine Wendung, nicht weit ober der Kapelle; dann taucht er erst viel später wieder auf. Sehen Sie das, Schwester?“ Rafaela nickte und suchte folgsam die bezeichneten Punkte. „Und nun sehen Sie, Schwester, der Halterbub ist droben gestanden, bei dem oberen Wege und da muß er wohl seinem Hund — dem kleinen, schwarzen Köter, der dort herumspringt — irgend etwas geworfen haben und dann ist der Bub mit dem Hunde um die Wette gerannt. Ich sage Ihnen, Schwester, nicht gelaufen, sondern gerannt ist der Junge, von oben bis herab zur Kapelle. Den steilen, jähen Berghang herab! Ich war in Angst, der Junge werde sich Beine und Arme brechen; aber der Junge kommt drunten an,

bei der Kapelle, gleichzeitig mit seinem Hunde, stößt einen gellenden Juchzer aus und kraxelt wieder zum Wege hinauf. — Und denken Sie nur: dreimal hat er das Spiel gemacht!“ Und mehr vor sich hin als zu Rafaela fügte er hinzu: „Das ist das Leben. Da gehen die einen auf ebenem Parkette, stürzen und können nicht mehr in die Höhe kommen und so ein kleiner Erzschelm von einem Halterbuben tollt herum, auf halsbrecherischen Wegen, seelenvergnügt, schwingt seinen Hut und jauchzt dem Tag entgegen.“ Und wie in Begeisterung sprach er: „O Steirerland! Du lachendes Land! Du hast mich alte Weisheit neu gelehrt!“ Nun fand Rafaela endlich das Häklein, daran sie ein spinnwebzartes Fädchen anknüpfen konnte. Schüchtern fragte sie: „Der Herr ist das erstemal in diesem Lande?“ Er wandte sich wieder zu ihr: „Ja, Schwester Rafaela, das erstemal. Aber mir ist, als sei ich hier daheim. Ich hatte eine Weile Rast in meinen Wanderfahrten. Ich sann, wohin ich gehen sollte, einmal nur mir selbst zu gehören und der Erde, die ich so liebe. Da sagte mir ein Freund: Wenn du Gott haben willst und Mensch, Hand in Hand, mitsamen wandelnd, so fahre in die grüne Mark und geh in das Tal, wo die Sulm aus dunklen Waldbergen bricht. Dort feiert Berg und Ebene Vermählung, wie sie köstlicher nicht leicht ein zweitesmal geschieht! — Ich habe den Rat befolgt. Ich bereue es nicht. — Aber, Schwester, wollen wir uns nicht ein wenig setzen? Sie sind doch sicher ermüdet nach dem Wege ... Nicht? Sie schütteln das Köpfchen? ... Ach doch! Wir wollen ein wenig ruhen und mitsammen plaudern. Sehen Sie: dort ist so ein hübsch gelegener Ruheplatz.“ —

Er wandte sich um und deutete auf eine Bank, die, angelehnt an die Längsmauer der Kirche, den Blick schenkte zu Grün und Grün und wieder Grün; zu Gebüsch im Vordergrunde, zu Wipfeln tiefer stehender Bäume, zu dem Holzschlage, mit dem Halterbuben, zu den dunkeln, immer tiefer in Blau verdämmernden Wäldern ferner Höhenzüge.

So saßen sie nebeneinander, ähnlich wie gestern, aber Mechtildis fehlte und Rafaela sah sehr ernsthaft vor sich hin. Jetzt, da sie erreicht hatte, dazu ein Drang der Seele sie getrieben, da sie neben dem Geiger weilte, seine Stimme vernehmen konnte, in der Lage war, ihm zu sagen, was in ihr erwacht war und so gerne Worte gefunden hätte: jetzt versagte sich ihr das Wort. Es blieb ihr ferne, unauffindbar und nur ihre Tat, ihr Hinwegeilen aus dem Kloster, bäumte sich vor ihr auf, als etwas Ungeheuerliches ...

Der Geiger beobachtete sie. Er merkte, daß sein früheres Bemühen, sie aufzuheitern, erfolglos geblieben war. Er fühlte, daß eine Last drückte auf ihr junges Gemüt. Nach einigem Schweigen hub er an: „Schwester Rafaela, was haben Sie? Sie sind heute nicht so, wie Sie gestern waren? Sie waren gestern fröhlich, wie ein liebes, seliges Vögelein. Was bedrückt Sie heute?“ Da warb diese Stimme um ihre Offenheit und etwas in ihr drängte sie, sich völlig umfangen zu lassen von dieser Stimme, für deren Wohllaut und seelenbezwingende Gewalt sie keinen Namen wußte. Auch „Gottesgeige“ schien ihr nun nicht das Rechte für dieser Stimme Wesen. „Gottesgeige“, das klang von irgendwoher, als irdischer Ton und schwang sich zum Himmel empor, eine Verheißung ungeahnter Seligkeiten. Diese Stimme aber, diese warme, beseelte Menschenstimme war

als klänge sie vom Himmel herab, von Gott gesandt, die Erde zu beglücken, daß alles leuchtender werde, und blühender in ihres Klanges Kreis. Rafaela konnte keine Antwort geben. Der Geiger begann aufs neue: „Was mag Ihnen nur begegnet sein, Schwester Rafaela? Hat Ihnen jemand ein Leid zugefügt?“ Sie verneinte stumm. Er fuhr fort: „Haben Sie kein Vertrauen zu mir? Ich wähnte, Sie hätten in mir einen Freund erkannt und hätten mich ein wenig lieb ... Habe ich mich getäuscht?“ Wieder schüttelte sie das Köpflein und er sprach weiter: „Schwesterchen, wir Menschen, die wir guten Willens sind, wir sind alle wie Geschwister; wir sind einander Freunde, denn wir schätzen einander und wir möchten einander helfen. Sagen Sie mir, was Sie drückt. Aussprache erleichtert das Herz ...“ Nun konnte Rafaela nicht mehr an sich halten. Ihre blauen Augen fragten mehr als ihre Lippen: „Ist es wahr, daß eine Menschenseele eine andere durchklingen kann?“ — „Wie kommen Sie auf diese Frage?“ — „Schwester Irmingard hat mir gesagt, man müsse es im Herzen fühlen, wenn eine Seele einem zur Gottesgeige wird.“ Ernst senkte sich des Geigers Haupt: „So spricht Schwester Irmingard?“ Und selig gab Rafaela Antwort: „Sie wußte es auch wie schön die Gottesgeige klingt.“ — „Wann sprach Schwester Irmingard dermaßen zu Ihnen?“ — „Heute nacht im Traum; Irmingard ist ja schon tot.“ Nun sah er ihr erregtes Antlitz: „Rafaela, Kind, was träumen Sie für Dinge?“ Aber sie drängte: „Ist es nicht wahr?“ — Wieder sann er, ehe er gedämpften Tones sprach: „Ja, es ist wahr! Aber es geschieht selten. Ich bin schon auf vielen Wegen geschritten und

Tausende von Menschen sind mir begegnet. Schon viele waren mir Weggefährten; wir sind ein Stück gemeinsam gewandert, haben uns wieder getrennt, wie das so geschieht, wenn man ein Wanderer ist, der keine Heimstatt hat ... aber mir ist noch niemand begegnet, dem so süßer Gotteston durch die Seele geklungen hätte, wie Ihnen — oder, vielleicht ist es nur bei niemand so merklich geworden, wie bei Ihnen, Schwester Rafaela." — Die Nonne wurde eifrig. „O doch! Sie haben es sicher schon gehört, denn Irmingard hat mir gesagt, die Geige muß in jedem Menschen tönen, der Gott erahnen will ..." Leise sprach er nach: „Der Gott erahnen will ... Schwester Rafaela: nicht alle Menschen wollen Gott erahnen." Ihr Staunen war so herzlich, daß es ihn lächeln machte. „Nicht alle Menschen? Ist Gott uns nicht das Höchste? Und ihn zu ahnen, ist das nicht auch unser höchstes Glück." — „Sie sind in einem Kloster, Schwester Rafaela. Ich aber wandre durch die Welt." — „Und kennt die Welt kein Glück? Ist Ihre Kunst nicht auch ein Glück?" — „Sicher, Schwester! Ich bete, wenn ich meiner Kunst gehöre." Als hellen Jubel frohlockte Rafaela: „Sehen Sie! Wenn wir aber beten, sind wir glücklich! Wie nennt man denn sonst in der Welt das süßeste Glück?" — „Kleine Schwester Rafaela, fragen Sie nicht um süßes Weltglück; es kann bitter herbe Schmerzen schaffen." — Aber sie wollte es wissen: „Wie nennt die Welt dieses seltsame Glück?" Langsam sprach er: „Sie nennt es: Liebe!" — Rafaela sprach nach: „Liebe! Die Liebe soll Schmerzen schaffen? Wir lieben Jesum und Maria; wir lieben unsern höchsten Gott und wir sind glücklich in unserem Lieben." —

Der Geiger faßte Rafaelas Hand: „Sie sind die wahre Nonne, Schwester Rafaela! Gott erhalte Ihnen Ihrer Seele Frieden! Er bewahre Sie davor, daß Ihre Klostermauern Ihnen einmal beengend werden." Er ließ ihre Hand wieder los und sie faltete die Hände sanft im Schoße, saß still da, ihr Gesicht war bleicher als früher und es war ihm, als sei ihrer Züge liebliche Kindlichkeit überhaucht von einem Schimmer, der seine Seele berührte wie der erste lichte Goldglanz über grünen Aehrenfeldern.

Jählings durchschauerte ein Erbarmen sein Herz; wie, wenn dieses junge, kindhafte Geschöpf doch nicht mehr das Kind wäre, das es zu sein schien; wenn es mühsam trüge an der Kette, die es an die Zelle schmiedete? Wie, wenn er sich gestern getäuscht hätte, wenn all diese selige Weltferne, dieses scheinbare Von-Keinem-Leid-Berührt-Sein nur Schein war, nur Oberfläche eines Bergsees, in dessen Tiefen die Wasser rauschten, niemals die Höhe findend . . .? Er hub wieder an: „Schwester Rafaela, bitte, seien Sie ehrlich und geben Sie mir offen Antwort". Und da sie ihn fragend anblickte, fuhr er fort: „War Ihnen das Kloster noch niemals zu enge? Haben Sie nie gewünscht, frei zu sein, hinauszuschreiten aus der Klosterpforte?" Und ehrlich gab sie Antwort: „Ja! Das habe ich mir gewünscht." — „Ja? Aermstes Kind! Wann war das?" Und offen sagte Rafaela: „Heute." —

Der Geiger hörte das Wort und erschrak. Er wollte sprechen und schloß die Lippen wieder. Seine Seele stritt wider sich. Hatte er recht getan mit seiner Frage? War er denn blind gewesen? Hatte er denn nicht bemerkt, wie das Weib ihn grüßte aus den Kinderaugen Rafaelas?

Und er hatte sich ihr zugeneigt, hatte sie trösten wollen und war es wohl selbst gewesen, der Unruhe geworfen hatte in ihr junges, blütenzartes Herz . . .

Und er schwieg und wußte nicht, was er sagen sollte, ohne sie zu kränken und ohne wildere Gluten aufzufachen in ihrer ruhentrückten Seele. Auch Rafaela überkam ein Entsetzen, da dieses „heute" gesprochen war, dieses „heute", das sie früher selbst nicht gewußt hatte und das nun leuchtete in ihrer Seele, wie ein helles Licht . . .

In ihrem Entsetzen schlug sie die Hände vor das Gesicht und saß vorgebeugt, eine Schmerzbeladene. Der Geiger aber sann auf sie nieder, die Lippen stumm zusammengepreßt, die Seele ringend wider sich selbst.

So verharrten sie beide. So saßen sie nebeneinander, als langsam, von der Stiege her, Mechtildis angeschritten kam. Ihr Auge sah, prüfte und ihre Seele fragte. Dann sprach ihre warme, dunkle Stimme: „Rafaela".

Der Geiger war emporgefahren bei der Stimme und Rafaela hob den Kopf aus den verbergenden Händen. Ihr Antlitz war noch überschattet von dem Ernste jener geheimen Zeichen, wie Gott sie schafft, wenn er einen Augenblick unauslöschlich in eine Menschenseele meißelt. — Es durchzuckte den Geiger: „Was wird sie tun? Ist sie, wofür ich sie halte?" Und er suchte Mechtildens Auge. Ihr Blick kam ihm entgegen, ernst, vertrauend. Wieder grüßten diese Blicke einander, gleich Stimmen, die keine Worte kennen.

Mechtildis trat an Rafaela heran und legte ihr die Hand unter das Kinn, das zarte Häuptlein zu sich emporhebend. Herzlich klang ihre Sprache, da sie ein wenig schelmisch sagte: „Ich wette,

Kind, die Hauptsache hast du vergessen." Der Geiger faßte nach dem Scherze: „So? Hat Schwester Rafaela mir etwas vorenthalten?" Rafaela hatte sich erhoben, schwieg aber und schien nicht zu begreifen, wo hinaus Mechtildis wollte. Sie erhielt bald Bescheid. „Herr Sigurd, hat Ihnen Rafaela gesagt, daß die ehrwürdige Mutter sich freut, Sie morgen nachmittags im Kloster spielen zu hören?" Der Geiger drohte Rafaela mit dem Finger: „O! Schwester, das haben Sie mir verschwiegen!" Leise gestand die Nonne: „Deswegen bin ich ja heraufgekommen; ich habe aber dann darauf vergessen . . ." Zwei Blicke suchten das junge Gesichtchen und fanden dann einander und der Geiger sprach: „Wenn ich es nur jetzt erfahre! Ich freue mich auf den Nachmittag! Er wird ein prächtiger Abschluß sein dieser unvergeßlichen Tage." — „Wann reisen Sie ab?" fragte Mechtildis und der Geiger gab zur Antwort: „Uebermorgen! Aber . . ." Er brach den Satz ab, doch Mechtildis wollte weiter hören: „Nun?" — Und er gehorchte: „Aber meine Seele wird diesen Ort gerne sehen. Sie wird zurückkehren an diese Stelle, auch wenn ich im Leben niemals wieder herkommen sollte." Nun fand Rafaela eine Frage: „Niemals werden Sie wieder kommen?" Er schüttelte das Haupt: „Ich gehöre völlig meiner Kunst. Wer sich an die Kunst verschenkt, der darf nicht rechnen mit irdischem Hier und Dort. Er muß alles in der Seele tragen. Dadurch ist es ihm allzeit gegenwärtig."

Eine Uhr schlug drunten im Tale. Es war die letzte Viertelstunde vor dem Mittagläuten. Mechtildis mahnte: „Komm, Rafaela! Wir dürfen uns nicht verspäten." Dem Geiger bot

sie die Hand: „Morgen vormittag erwarten Sie uns heroben nicht; aber am Nachmittage sehen wir Sie bei uns. Und bringen Sie Ihre Noten mit.“ Er verbeugte sich dankend. „Werden Sie singen, Schwester Mechtildis?“ — „Ich weiß noch nicht.... Vielleicht. Leben Sie wohl!“ Es war ihm, als müsse er diese durchgeistigte Frauenhand an die Lippen führen und da Rafaelas Köpfchen sich vor ihm zum Abschiede neigte und er auch ihre Rechte hielt und wieder freigab, hätte er mögen sich herabneigen zu der jungen Nonne und hätte mögen flehen: „Zürne mir nicht! Ich wollte nicht Leides tun an deinen Frühlingstagen; ich war nur ein Gotteswerkzeug, daß es dich erwecke . . .“

Lange sah er den beiden Nonnen nach. Er sah noch in der Richtung, dahin sie geschritten waren, als man von ihnen nichts mehr sah und nur der Bäume Plaudern um ihn war und flinker Schwalben nimmermüdes Flügelblitzen . . .

Auf dem Waldwege drunten, den sie schweigend mitsammen gingen, faßte Rafaela plötzlich Mechtildens Arm: „Sei mir nicht böse, Mechtildis. Ich konnte nicht warten, bis deine Nähstunde vorüber war . . .“

Statt aller Antwort geschah etwas Seltsames: Mechtildis beugte sich über Rafaelas Gesicht und legte ihre Lippen zum Kusse auf die junge Stirne . . .

* * *

Nett sah es im Kloster immer und überall aus. Darauf hielt Mutter Clarissa und Nonnenhände wissen Ordnung zu halten. Heute aber hatte die freundliche Helle des Musikzimmers

den Anflug einer festlichen Erwartung. Durch die beiden vorhanglosen Fenster des maßvoll großen Raumes warf die Sonne ganze Bündel goldenen Sonnenlichtes herein, daß es zwischen den weit geöffneten Scheiben und den bunten, frohen Blumen in den Fenstertöpfen gehüpft kam und geschwebt an seligem Leuchten, wie es nur solche wundersame Nachmittagsstunden mit ihrer Wärme und Reife zu schenken vermögen. Mitten im Zimmer stand ein Bösendorfer. Der Flügel stand auf gläsernen Schalen, war wohlgepflegt und sah aus, als sei er noch nicht allzulange an dieser Stelle. Auch das Harmonium, mit seinem orgelartigen Baue, seiner reichen Registerzahl, seinen Vorrichtungen zum Wechsel der Tonstärke, machte einen neueren Eindruck. Das Harmonium war nicht bis an die Wand gerückt. Hinter ihm fiel ein lichter Vorhang herab; er verdeckte die Türe zu einem Nebenraume. Außer durch die Türe vom Gange her war zu dem Musikzimmer der Eintritt verwehrt. Die zweite, dem Harmonium gegenüber befindliche Türe hatte man zu einem Kasten umgewandelt. Die mächtigen, mehr als nötig tragkräftigen Mauern des Klosters schenkten den Fächern dieses Kastens eine geräumige Tiefe und damit die Herberge für die hohen Stöße sauber geordneter Noten. Das heißt: die saubere Notenordnung war das große Fragezeichen im klösterlichen Frieden. Musik betrieben alle Schwestern; aber Schwester Elsbeth war Organistin und hatte die Oberaufsicht über das Musikzimmer. Ihr unterstanden die jeweiligen jüngsten Schwestern, die für die peinlichste Ordnung zu sorgen hatten. Mit diesen jüngsten Schwestern gab es nun öfters kleine Kämpfe.

Rafaela, die Allerjüngste, erst im letzten Lenze Herzugekommene, zählte noch nicht voll mit. Sie genoß die besondere Freundschaft der allmächtigen Schwester Mechtildis, war auf deren Betreiben aus dem rauhen Oberlande, kurz nach ihrer Einkleidung, südwärts geholt worden und sollte sich nun vor allem kräftigen, ehe sie ihre Nonnenpflichten ganz zu erfüllen, sich auch am Unterrichten zu beteiligen hatte. — Im Alter zwischen Rafaela und Elsbeth standen die beiden Heiteren: Honorata und Sanktia. Durch ihre übermütigen Streiche schufen sie allerlei Anlaß zur Unzufriedenheit. Niemand vermochte das Rätsel zu lösen, wieso diese beiden unter den Schleier geraten waren. Sie bereiteten Elsbeth manchen Aerger; sie achteten nicht der Noten, versteckten sie auch gelegentlich, um Elsbeth zu necken. Dabei wagte sich niemand recht an die beiden Uebeltäterinnen heran; sie hatten Waffen: blitzschnell blitzende Augen, denen nichts entging, und Zünglein, die mindestens ebenso rasch Worte ausschickten, kleine Worte, kleine, zielgewandte, gefürchtete Pfeilchen. Mit Sanktia ging es noch eher; sie hatte, wie alle übrigen Schwestern, ihre Tage, an denen die Askese sie faßte, wo sie sich in ihrer Zelle verschloß und nur zu den gemeinsamen Andachtsübungen erschien. Bei Honorata aber war es, als kenne sie ernste Stunden überhaupt nicht. Ihr Wesen war ein plauderndes Bächlein, silbern, freundlich, aber reich an spitzen Steinchen. — Heute war sie einmal sorgsam gewesen. Flink, wie bei allem was sie tat, hatte sie die hohen Notenstöße in dem Mauerschreine so sauber geputzt, als solle der Geiger, dem zu Ehren das Musikzimmer ein Festkleid anlegte, jedes Blatt einzeln in die Hände nehmen. Sanktia breitete

auf den kleinen Tisch in der einen Ecke eine frische, blütenweiße Decke, deren wundervolle, in weiß gestickte Ränder kündeten von Klosterfleiß und Nonnenkunst. Rafaela brachte Blumen, süße, duftende Blüten des Klostergartens und ordnete sie in das geflochtene Körbchen, das an dem Fensterpfeiler befestigt war, neben dem Kreuze mit dem Gemarterten. Diesem Kreuze gegenüber, nahe dem freistehenden Flügel hingen in schlichten, geschmackvollen Rahmen gute Radierungen: „Johann Sebastian Bach, der Himmelsucher, die eine; die andere das tondurchwühlte Haupt Beethovens. Schwester Mechtildis hatte die beiden Bilder einmal verschafft. Sie waren ihre Freude und nun kam Mechtildis an diesem Tage geschäftiger Erwartung und richtete noch ein wenig an den beiden Bildern zurecht.

Michaela, die Hausverweserin, sorgte dafür, daß zwei Armstühle herbeigeschafft wurden; einer für die Mutter Oberin und einer für den Geiger, falls ihm Verlangen darnach werden sollte, ruhend zu lauschen.

Mutter Clarissa kam selbst nachsehen, ob alles zum besten geschaffen sei. Sie rückte noch hier und dort und blieb eine Weile vor dem Glasschreine stehen, der, ebenfalls ein wenig von der Wand gerückt, unweit der Eingangstüre stand. In dem Kasten hingen auf samtenem Hintergrunde einige Geigen. „Welche wird er wählen?" — dachte Mutter Clarissa. — So hatte jede der Nonnen ein Stück Anteil an dem erwarteten Ereignisse, daß ein berühmter Geiger dem Kloster seine Kunst vergönnen wollte. Sogar Lucia, die Pförtnerin, kam herein, ein wenig an den Schemeln herumzuschieben, als wolle auch sie einen Beitrag leisten an der allgemeinen Schmuck-

beflissenheit. Diese Schemel standen nun da und dort, lehnenlos, dunkel gebeizt und stellten mit dem pyramidenerstrebenden Zusammenfinden ihrer vier hübsch geschnitzten, fußbildenden Bretter in Linienführung und Aussehen ein Stück mittelalterlichen Klosterlebens zwischen das sehr neuzeitlich anmutende Klavier und Harmonium.

Das war die Geschäftigkeit der Nonnen, an dem Tage der Erwartung. Alle hatte das Fieber erfaßt, bis auf zwei. Die zwei Herbsten unter allen, die Asketinnen, die Aeltesten, die, den Jahren nach, selbst das Anrecht darauf hatten, Oberin zu sein und die sich ungern der jüngeren Mutter Clarissa fügten, abgesehen davon, daß für sie die Nebenregierung der Schwester Mechtildis nur dann bestand, wenn Mutter Clarissens Machtwort es gebot: diese beiden, die große, hagere Seraphia und die bleiche Anastasia mit dem düsteren Grüblerblick, hatten keine Hand gerührt und nahmen es Mutter Clarissa sehr übel, daß es einem fremden Geiger gestattet sein werde, durch sein Spiel den Klosterfrieden zu stören. Die beiden wollten Ruhe und Zurückgezogenheit. Sie hielten ihre Schulstunden ab, wie es ihre Pflicht war, und waren im übrigen in der Gemeinschaft der Nonnen nur bei den allgemeinen Andachtsübungen zu sehen. Auch mitsammen sprachen sie wenig. Dieses Wenige war der stete Ausdruck einer ständigen und immer noch wachsenden Abscheu vor jeder Art von Welt. Was ging sie nun der fremde Geiger an? Seine Berühmtheit war Welt und der Welt hatten sie entsagt.

Mutter Clarissa sprach wieder einmal eines ihrer seltenen Machtworte: „Der Geiger Sigurd gönnt uns das Glück, gottbegnadete Kunst ge-

nießen zu können. Und er kommt zu uns; nicht zu mir oder zu einigen in unserer Schwesterschaft, sondern zu uns allen. Ich wünsche darum, daß alle Schwestern im Musikzimmer versammelt sind, wenn er spielt." Widerspruch war unmöglich; aber Schwester Anastasia hatte besonders gute Verbindungen zum Mutterhause und sie überlegte, ob sie selbe Verbindungen nicht einmal in Bewegung setzen sollte zu der Anfrage, wie das Mutterhaus über den Fall denke, daß, mit Bewilligung der Oberin, fremde Geiger im klösterlichen Musikzimmer spielten, einzig deshalb, weil eine Schwester weltliche Anwandlungen nicht zu überwinden vermochte . . .

Der Blitzstrahl, der „weltliche Schwester" hieß, sollte Mechtildis treffen. Einstweilen war das nur ein Plan, wie so mancher von Anastasias Plänen, die düster waren wie ihr Blick und sich so sehr vor der Tat verschlossen, wie ihre Urheberin vor der Gemeinschaft mit anderen Menschen, selbst wenn diese Menschen den Nonnenschleier trugen . . .

Schwester Seraphia sagte nichts auf den Wunsch der Mutter Oberin. Sie spann auch keine Pläne. Sie schloß die Zellentüre hinter sich ab, griff nach den immer wieder durchlesenen „Confessiones" des heiligen Augustinus, an dessen reuevoller Einkehr und glühender Gottessehnsucht sie sich niemals genug zu erbauen vermochte. Sie setzte sich zu dem Fenster, doch so, daß sie der ganzen jubelnden Sonnenseligkeit draußen den Rücken kehrte und ihre Augen bohrten sich in des Buches Lettern. Bald hatte sie den Geiger, Mutter Clarissa und alles übrige, nach ihr langende Irdische vergessen. Als ein ständiges Memento mori hatte ihre Hand einen Totenschädel auf den Betschemel neben ihr Lager gelegt. Da

nun Seraphias Haupt sich in tiefster Vertiefung über das Buch neigte, sah der Totenschädel auf dem Schemel im zärtlichen Umstreicheltsein von sommerlichen Lichtfluten, beinahe heller aus als der Nonne fahles, von gedanklicher Selbstpeinigung zerquältes Gesicht ...

Dann geschah es, so in der Mitte des Nachmittages, daß Honorata von heimlichem Lugaus die Kunde brachte: „Er kommt!“ Auf solches Wort hin begab sich Mutter Clarissa in das Musikzimmer und zog im Vorübergehen an der Klingel im Gange. Gleich darauf grüßte die Pförtnerin Lucia mit höflichem Gruße und bat den Gekommenen, ihr zu folgen.

Schwester Mechtildis war nahezu gleichzeitig mit der Oberin im Musikzimmer erschienen. So kam es, daß die beiden Frauen als erste dem Geiger entgegentraten. Mit der weltmännischen Leichtigkeit, die ihm eignete, stellte er sich vor und dankte für die Einladung, die ihm geworden war. Seine Worte, in seiner frischen, herzlichen und dabei so unbedingt sicheren Art gesprochen, hatten mit dem ersten Anlaute Mutter Clarissa umfangen. Die höflichen Willkommsworte, die sie zur Antwort gab, waren frei von zager Scheu. Sie nahm dem Geiger den Geigenkasten ab und die Noten aus der Hand und trug beides sorgsam auf den weißen Tisch in der Ecke. Der Geiger legte seinen Hut auf einen der umherstehenden Schemel und sein rasch erfassender Blick durchflog unauffällig das Zimmer. Das fiel ihm gleich auf: der Platz und die Pflege der Instrumente, das offenkundige Bemühen, sie dem unmittelbaren Einflusse der Mauern zu entziehen. Hier war Verständnis für den Wert und die Erhaltung edler Dinge. Er sah die weiße

Tischdecke und die schlichte, helle Sauberkeit des ganzen Raumes. „Klosterkultur,“ dachte er, „vielhundertjähriges Erbe. Ueberlieferter Schönheitssinn, angewandt auf Gott. Der Verkehr mit dem höchsten Wesen, herbste Entsagung schaffend und gleichzeitig auch innige, herzliche Vertraulichkeit; immer aber weihend, liebevoll wartend, alles, was die Kraft besitzt, Gott anzurufen. ...“

Die Betrachtung, die ihn solcherart überfiel, wie das Licht einen, aus dem Dunkeln Kommenden, ward zurückgedrängt, durch das Oeffnen der Türe. Und nun traten sie ein, eine nach der anderen, dem Alter nach schreitend, alle gleich, alle in den schwarzen Gewändern, alle mit den weißen Stirntüchern, alle sich vor dem Gaste neigend, wie ein Aehrenfeld, darüber der Sommerwind mit leichten Händen streicht. Fremde Gesichter waren das und fremde, ernste oder fragende oder neugierige Augen. Und ganz zum Schlusse strahlten ihn zwei blaue Sterne an, ein wenig traurig, aber voll süßer Innigkeit. Mutter Clarissa war an des Geigers Seite getreten: „Wir danken dem Künstler, daß er sich zu uns bemüht hat und wir sind auch unserer Schwester Mechtildis dankbar, daß sie uns den werten Gast zugeführt hat.“ Wieder fanden sich zwei dunkle Blicke, unbemerkt von allen übrigen und zwei Seelen boten einander Willkommen. Mutter Clarissa stellte die Nonnen einzeln vor und so viele Namen sie nannte, so viele Hände reichten sich dem Geiger dar: kalte, hagere und belebte, warme Hände und ganz zum Schlusse ein feines Nonnenhändchen, das sich ein wenig bebend in des Geigers Rechte schmiegte. Dann sprach Mechtildis: „Der Herr wird so gütig sein, unser Festlied mit uns durchzuspielen.“ Der Geiger nahm seine Geige, prüfte

leise die Stimmung und bat Elsbeth um den Ton auf dem Harmonium. Honorata holte die Noten aus dem Mauerschreine und fand es nicht nett, daß Mechtildis mit einem bestimmt deutenden Blicke auf die, etwas allzusehr offengelassene Kastentüre hinwies. Ein ganz klein wenig schadenfroh schloß Schwester Sanktia diese Türe; der Geiger hatte Honoratas Notenordnung nicht bestaunen können. Er war schon völlig in den Durchblick seines Teiles vertieft. Elsbeth saß sehr ruhig vor dem Harmonium, stellte einige sanft streichende Register ein und ließ nicht merken, wie unbehaglich ihr zu Mute war. Seraphia und Anastasia sangen nicht mit. Sie ließen sich neben Mutter Clarissa nieder und auch Mechtildis hielt sich hinter den übrigen, im Halbkreise stehenden Schwestern. Wie zufällig richtete sie eine Falte an Schwester Rafaelas Schleier. Das sollte heißen: „Ich bin bei dir“ und die junge Nonne verstand. Sie reckte ihr Köpfchen hoch und sah tapfer auf ihr Notenblatt. Der Chor war schon früher eingeübt worden, doch hatte man bisher die Geige nur angedeutet. Der Geiger blickte auf die Schwestern: „Ich bitte!“ Schwester Elsbeth setzte ein; es hub der Gesang der Frauen an. Mit ihnen zugleich sang ein Geigenton, ein unsagbar milder Geigenton. Lieblich flogen die Töne empor, flohen und suchten sich und es war erstaunlich, wie sicher sich die Frauen der Geige anzuschmiegen vermochten, wie sie ihren Wendungen folgten, gleichsam von ihr geführt wurden. Nur eine helle, hohe Silberstimme bebte und Schwester Sanktia, die bei den Altistinnen stand und in einige Takte ein besonderes Stimmgewicht zu legen hatte, konnte die nötige Klangschwere nicht finden. Ein wenig gestört faßte der Geiger den

Bogen kräftiger und zog ein paar klangdunkle Akkorde, als wolle die Geige ersetzen, was der Menschenstimme gebrach. Da kamen die fehlenden Gesangtöne. Hinter der Reihe der Singenden her kamen sie, langsam, getragen, voll reifer, tiefer Schöne. So beugt sich eine Pappel, wenn der Sturm sie umschlingt, wie diese stolze, große Stimme sich beugte vor dem Wollen der Geige. Der Geiger sah nicht hin, aber er wußte, von woher diese Stimme gekommen war. . . .

Als die Frauenstimmen nach einem letzten, gemeinsamen Aufjauchzen wieder schwiegen, schied Rafaela aus dem Kreise, der sich gebildet hatte, dem Solo des Geigers lauschend und Schwester Elsbeths sanfter Begleitung. Auf einem der Schemel, dicht beim Fenster, ließ sie sich nieder. Von dort her träumte sie weit über Kloster und Erde hinweg in eine lichtdurchwobene Unermeßlichkeit. Die Tondichtung war zu Ende; der Geiger ließ den Bogen sinken. Dabei sah er Rafaela einsam in der Fensternische lauschen.

Er hob die Geige wieder empor. Fragend blickte ihn Elsbeth an, aber er hatte keinen Wunsch nach Begleitung. Die Finger seiner Linken senkten sich auf die Saiten, weich glitt der Bogen darüber hin. Töne entquollen, linder, süßer als die eben entschwebten und diese Töne wurden immer weicher, sie wurden weh und voll Trauer und tropften als schmerzliche Tränen und aus diesen Tönen, diesem tiefen, innigen Leide blühte eine Blume, eine Wunderblume tönender Schönheit, die unsagbar ergreifende Weise von Mozarts: „Lacrimosa“. Aus dieser Wunderblume strahlte dem Leide Erlösung. Es wurde hell in dem Leuchten seiner lieblichen Innigkeit, es verlor seine Bitternis und ward

ein Erwecker aller Reinheit, aller tiefsten, innerlichsten Größe. Also betete Sigurds Geige und Gott beugte sich herab zu dem Vater und segnete ihn. Er schenkte ihm die Macht der Seele, daß er mit sich hinauftrug, zum Glanze der Ewigkeit, die sein Gebet vernahmen. — Die Frauengesichter unter den schwarzen Schleiern waren verklärt. In jeder dieser Frauenseelen ward etwas wach, das schlafen sollte und doch nicht Ruhe zu finden vermochte. Es wurde erlöst in seiner Unrast und strebte zu Gott. Und sie waren alle irgendwie Leidende: selbst Honorata, selbst Seraphia und Anastasia. Und es ward ein magisches Band geschlungen um ihre Seelen und diese Seelen schmiegten sich aneinander und wußten sich Eins in ihrer Sehnsucht nach Gott. Dieses Band umfing auch die zarte Menschenblüte in der Fensternische. In diesem Augenblicke war in der jungen Seele zum erstenmal das Bewußtsein dafür erwacht, daß sie her gehöre, her in den Kreis derer, die ein Leid umhegen in einsamer Zelle, es umgebend mit dem Symbole des Kreuzes. Sie empfand, daß sie hereinpasse, her in diesen Ring der Entsagenden, die mehr verlangen, als die Welt ihnen zu gewähren bereit ist ...

In diesem Augenblicke wußte Schwester Rafaela, daß die Welt draußen schön war, ohne Maßen schön, viel schöner, als sie es je geahnt, aber daß sie voll Schmerzen war, voll tiefer, quälender Schmerzen. Und als eine Wohltat fühlte Schwester Rafaela zum erstenmal ihr Geborgensein im stillen Kloster, ferne von der großen, wunderschönen, schmerzengepeinigten Welt ...

Dann war der letzte Ton verschwebt und still, tief still blieb es in dem Zimmer. Diese Stille

aber war beredter als Worte. — Mutter Clarissa war die Erste, die mit einer Bewegung das Schweigen belebte. Sie kam an den Geiger heran und reichte ihm stumm die Hand. Nun drängten sich auch die übrigen Nonnen näher an ihn und die eine oder andere hauchte ein leises Wort. — Ob ihm nicht beliebe, ein wenig zu ruhen, fragte die Oberin. Die beiden Schweigerinnen in der Ecke, Seraphia und Anastasia, forderten den Geiger auf, neben ihnen Platz zu nehmen. Mit der Feinfühligkeit jenes, dem die Gabe ward, Seelen zu erraten, sie fassend zu gewinnen, verspann der Geiger die beiden Asketinnen in das Maschenwerk seiner Fäden. Es war ein starker Gegensatz: diese reiche, sich allem Empfinden geschmeidig biegende Mannesstimme und der beiden Frauen schroffe Härte und dumpfe Düsterkeit. Aber es war kein Aneinanderprallen feindlicher Geister. Die beiden Frauen fühlten, ihm, der da zwischen ihnen saß, Geigen und Bogen haltend, lässig, ein Ausruhender, ihm hieß „Geige und Kunst", was ihnen der Schleier war und hingebende Andacht.

Der Geiger lobte die gute Klangwirkung in dem Zimmer, sprach einige freundliche Worte über das Können der Nonnen und bewunderte die Instrumente. „Es sind Zuwendungen hoher Gönnerinnen", erklärte Seraphia und Anastasia fügte hinzu: „Unsere Schwester Mechtildis hat sich um diese Schenkung Verdienste erworben." Diesmal reckte sich keine Absicht hoch, durch die guten Verbindungen zum Mutterhause auf Mechtildens weltliche Anwandlungen hinzuweisen. Eine Art von Stolz überkam die beiden Herben, mit der klösterlichen Musikpflege vor dem berühmten Künstler bestehen zu können.

Der Geiger sah zu den Bildnissen von Bach und Beethoven und hatte Vermutungen ...

Dann stand er auf und erbat sich die Erlaubnis, seines Freundes Werk Klang werden zu lassen, das Preislied auf Elisabeth von Thüringen. Er ersuchte um Begleitung auf dem Flügel; das Lied sei zu belebt für die feierliche Größe des Harmoniumtones. Schwester Elsbeth zögerte: „Ich bin Organistin. Klavier bin ich nicht gewöhnt. Besser wie ich spielt Schwester Mechtildis." — „Ja, wenn sie spielen würde!" tadelte es aus der Reihe der Nonnen. Das war natürlich wieder Honorata. Der Geiger lächelte der Klägerin zu. Dann zu Mechtildis: „Aber Sie werden die Güte haben, zu singen; nicht wahr, Schwester Mechtildis?" — „Ich will es versuchen", versprach die Gebetene. Sie trat an den Flügel und tastete sich mit leisem Anschlage an das Lied heran. Der Flügel möge ganz geöffnet werden, war des Geigers Wunsch. Flinke Nonnenhände griffen mit lautloser Geschäftigkeit zu. In die gedämpfte Bewegung des Vorbereitens warf der Geiger einige freundliche und heitere Worte in die kleine Nonnenschar. Die Worte hatten Angelhäkchen und brachten Antworten zurück. Jede der Nonnen war irgendwie angesprochen worden und freute sich dessen. Nur Mechtildis schwieg und Rafaela zog sich wieder in ihre Fensternische zurück. Mechtildis hatte ihr Blatt in Händen und Elsbeth versuchte, einigermaßen unsicher, die ersten Takte. Neugierige Köpfe spähten um Mechtildis und Elsbeth herum und in der Beiden Notenblätter hinein. Mutter Clarissa nahm ihren früheren Platz wieder ein. Der Geiger näherte sich Rafaela. Da er sich zu ihr neigte, war seine Stimme, wie sie gestern gewesen, sanft und gütig, wie

eines Vaters Mahnen: „Schwesterchen, Ihre Augen müssen strahlen, denn in Ihrer Seele ist viel Licht! Wir werden einander nicht leicht wiedersehen, aber ich will die Erinnerung durch mein ferneres Leben tragen, daß in einem ummauerten Garten ein liebes, lichtes Blümchen blüht, zur Freude aller, die ihm nahen dürfen. Jeder Mensch hat eine große Pflicht: die Pflicht, eine Stütze zu sein, eine Tröstung allen, die ihm nahen. Jeder Mensch ist das in seiner Weise. Sie, Schwester Rafaela, sind es durch die helle Klarheit in ihrer Seele. Aber Sie müssen tapfer sein! Auch, wenn ein Leid Sie hält. Jeder Mensch hat etwas Schweres zu ertragen und muß sich damit abfinden. Wer aber eine so lichte Seele besitzt, wie Sie, Schwester Rafaela, der muß ein Vorbild werden für alle, die selbst nicht die Kraft besitzen und den Mut, zu siegen über das Leid. Darum müssen Sie tapfer sein, Schwesterchen; wollen Sie das?" — Rafaela war aufgestanden während seiner Rede. Immer fester heftete sich ihr Blick an ihn, als hebe sein Fordern alle Tapferkeit ihres Wesens. Als er geendet hatte, nickte sie mit dem Kopfe: „Ich werde wollen!" versprach sie „und ...", sie stockte. „Und?" — Leicht fiel es ihr nun nicht, den Satz zu vollenden: „Und ich werde daran denken, daß es Ihr Wunsch ist." Sie hatte schon wieder zu viel gesagt. Beschämt wandte sie den Kopf hinweg. „Liebes Kind! Ich danke Ihnen!" Kaum gehaucht kam es von seinen Lippen, ehe er hinwegtrat, den anderen zu. Rafaela hatte seinen Dank vernommen. Und sie mußte darüber denken. Er dankte ihr! Er, der eine Gottesgeige spielte und selbst eine Gottesgeige war! Wieso wußte er, daß sie ein Leid trug? Hatte sie es bisher selbst gewußt?

Hatte nicht er selbst es ihr erst sagen müssen? Hatte er nicht erst zu ihr geredet aus seiner Geige Klang: „Rafaela, ich weihe dich zur Erkenntnis des Schmerzes.“ — Wer war nur dieser Geiger Sigurd, daß er besser wußte als sie selbst, was da empordrängte und rang in ihrem Herzen und daß er ihr einen Schutz gab wider ihres inneren Aufruhres Gewalt? O, sie würde Herrin werden über alles Leiden, die Nonne Rafaela, sie fühlte es. Der Klostergarten war so schön, so still, so weltentfernt; der Betschemel in der Zelle stand so nahe vor Gottes Güte und verstehender Milde; fortab wird so ein starker Wille sein in ihrer Seele, durch jener anderen Seele Wollen, jener unerfaßten Menschenseele, der einer Gottesgeige Klang entströmte . . .

Der Geiger hatte gestimmt, klimperte kaum vernehmlich ein wenig über die Saiten und legte dann das Notenblatt weg. Erstaunte Nonnenaugen folgten seinem Tun; nur Mechtildis stand wartend, ihr Blatt in der Hand, zum Beginne bereit. „Schwester Elsbeth!“ Ganz heimlich, kaum sich selbst bewußt, neideten die übrigen der Organistin deren Auszeichnung. Selbst die allmächtige Mechtildis, deren Bevorzugung als selbstverständlich gegolten hätte, sogar sie hatte es nicht erreicht, an diesem seltsamen Nachmittage so häufig angesprochen zu werden, wie die immer noch schüchterne Organistin. „Schwester Elsbeth, wollen Sie, bitte, nicht weiter auf mein Spiel Rücksicht nehmen! Achten Sie nur, daß Sie dem Gesange folgen. Der Tondichter ist in diesem Stücke etwas anderer Meinung als ich. Lassen Sie mich also ruhig meine eigenen Wege gehen.“ So sprach der Geiger und scherzte: „Wir werden schon richtig zusammenkommen.“ Elsbeth versprach

ihm, was er wünschte und war einigermaßen erleichtert dadurch, daß der Geiger sie nichts weiter anging und sie nur auf der Sängerin Notenzeile zu schauen hatte. „Bitte“, sagte der Geiger und Elsbeth drückte behutsam die ersten Tasten nieder. Mit einem frischen Striche riß der Geiger sie aus ihrer Aengstlichkeit. Wie ein scharfer Märzwind fegte es über die Saiten und dann geschah es, daß aus den Tönen hervor die Erde anhub zu atmen, daß es aufwallte aus ihrer rauchenden Scholle, daß ein Hauch hinzog, ein feiner, kaum gespürter Hauch. Milder ward der Hauch, wärmer und süßer. Er ward ein Blühen; er wurde ein neckendes, tänzelndes, kosendes Wehen von Blüten und in dieses Blütenranken und Farbenwinken hinein jubelte eine warme, wunderschöne Frauenstimme:

„Heil dir, du Wunder im Blütengewand,
Du, Rosenwunder in Frauenhand!
Heil dir, Elisabeth, heilige Frau!
Segen trägst du durch Thüringens Au . . .“

Und nun ward es offenbar: nichts weniger als das Rosenwunder selbst hatte der Geiger geschaffen, da er aus jungherben Grundakkorden die selige Freude lieblicher Blüten aufschimmern ließ. — Die Nonnen staunten nicht mehr und lauschten nicht mehr; sie sahen eine Vision. Landgräfin Elisabeth war unter ihnen und wollte Güte tragen in ihre Herzen. Und da war vor jenen Herzen ein Graf Ludwig. Zu sehr an Milde verspendete seine Gemahlin. Sollte er karg werden und darbend an ihrer schrankenlosen Milde? Und er trat ihr in den Weg: „Was trägst du mir mein Gut hinweg?“ „Nichts trage ich hinweg von deinem Gut, o Herr! Nur Rosen birgt mein Korb!“ Aufdeckt er, was sie trägt

und siehe: es sind Rosen, wundervolle Rosen. Was Nahrung hätte sein sollen, Labsal für die Not, es wurde Freude, wurde blütenholde Schönheit. Stand nicht vor jedem Herzen irgendeinmal ein Graf Ludwig? War nicht vor seinem Fordern zu Rosen worden, was der Not gegolten? — Wie das mitsammen sang! Wie sich das umschlang und Eines war: diese Geige, diese Menschenstimme! War das noch Singen? War das nicht ein Rufen? War das nicht ein flehender, ein schicksalsschwerer Ruf, den eine Menschheit wirft in die Unfaßbarkeit: „Herr, gib uns Blüten!... Tu ein Rosenwunder!“ Und tut der Herr ein Wunder? Könnte es sonst geschehen, daß Blicke sich in Blicke senken und wissen: „wir sind eins!“ und sind doch Blicke, die noch vor abzählbaren Stunden sich nicht gekannt und nicht gesehen haben. Nur, nicht gesehen! Denn sie kannten sich seit allem Urbeginn des Seins! Sie brauchen keine Worte, keine Sprache; sie brauchen nichts, als ihrer Seele Kraft, die zueinander strebt und sich verflicht und eines wird und nimmermehr sich läßt.

Sang Mechtildis Worte und Noten oder sang sie ihr Lied aus des Geigers Augen, wo es geschrieben stand, nur ihr verständlich? Und immer neue Magierkreise zog des Geigers Tönen aus den tiefen Quellen, die ihm erschlossen waren in Mechtildens Blick. — Stumm neigten sich die Nonnen um sie herum. Sie hielten Einkehr. Alle hielten Einkehr und sahen nichts und hörten nur die Sprache, die, aufgeweckt, durch dieser Geige Tönen, in ihren Herzen eine Antwort heischte und Bilder wachrief aus verwehten Tagen ...

Nur eine senkte nicht die Augen. Nur eine lauschte nicht in ihre eigene Seele. Diese Eine,

aufgepeitscht, bis in ihr tiefstes Ich, horchte hinein in dieses Singen zweier Menschen, staunte hinein in dieses Lohen zweier Menschenblicke. Dann legte sie leise die Hand auf das eigene Herz; von niemand bemerkt, sich selbst nicht bewußt ...

Schwester Rafaela hatte die Menschheit erlebt und demütig senkte sie ihr Haupt dem Schicksale ...

Drüben aber wurden die Stimmen weihevoll und groß; sie wurden rauschende Engelschwingen, die Erbarmen breiten über alle Qualen ...

„Landgräfin, herrliche Frau,
Schreitest segnend durch die Au!“

So klang das Preislied aus und Mechtildis stand da, selbst eine Schenkende, selbst hoch und herrlich und unsagbar begnadet ...

Die Geige setzte aber noch nicht aus. Wie in Verklärung schwebte es durch den Raum, entfaltete sich zu gotterahnender Größe und suchte Gläubige zu höchstem Gottesopfer. Elsbeth fühlte, daß das weiter gehen müsse, daß die Geige rufe nach Klang, nach Gefolgschaft, daß sie noch nicht genug hatte an ihrer tönenden Gewalt. Wollte Mechtildis das Lied noch einmal singen? Diese Mechtildis! Hatten sie alle denn jemals vorher Mechtildis gekannt? Und Mechtildis neigte sich zu der Zaudernden: „Bitte, lassen Sie mich her.“ Gerne erhob sich Elsbeth. Auffauchzte die Geige! Mit mächtigen Akkorden griff Mechtildis in die Tasten. Als ein lachender Sturm erfaßte sie der Geige Flammen. Auffchlug die Lohe! — Das war nicht mehr Spiel. Das war ein Brand der Töne; so gewaltig, so erschütternd, daß es wie ein Stöhnen zuckte durch die Herzen der Lauschenden.

Wo war des Klosters Ruhe, wo der stille Frieden? Wo alle Abkehr von jedem Erdenweh?

Aufgerissen war aller mühsam gepflanzte Rasen über begrabenem Leide. Was nicht leicht geschehen kann, geschah: Tränen glänzten in den Augen der Nonnen. So sehr redete Gott zu ihnen in der Macht des Klanges. Aber Gott ist nicht nur groß und mächtig; Gott ist auch gut. Und er schenkt es vor allem dem Frauenherzen, daß es Wege findet zu seiner Güte. Auch Mechtildis fand den Weg. Aus der betäubenden Wucht seiner Größe erlauschte sie seiner Güte Stimme. Sie fing diese Gottesstimme auf. Sie verspann sie in den brausenden Reigen der Töne. So fand sie zurück zum hellen, dankbaren Lobpreisen, wie es ertönt, in kindlichen, dankerfüllten Herzen. Sie zwang die Geige, die ihr Herr gewesen, daß sie ihr folge in das Reich des Kindlichen und Schlichten. Und wie es klingt, wenn Nonnen beten, im Sternenlichte, unter Lindenblüten, so klang es schließlich; weich und innig, wie ein Volkslied, die Weise, die ertönte, Elisabeth zu Ehren ...

Dann war es stumm und stiller noch, als nach dem ersten Spiele ...

Rafaela, die Jüngste in dem Kreise und die Kindlichste, kam rasch heran und bot dem Geiger ihre Hand: „Das kann ich nie vergessen! Leben Sie wohl!“ Und da der Geiger, diese Hand erfassend, in Rafaelas Auge forschte, sah ihm ein Frauenantlitz leidverklärt entgegen ...

Sie neigte sich noch einmal und verließ den Raum.

Das war ein Zeichen für die anderen. Sie trugen viel zu viel in ihren Herzen, als daß sie hätten Worte finden können. Sie dankten Rafaela

für den Anfang. — Bald war nur mehr Mechtildis da und Mutter Clarissa. Auch sie nahmen Abschied. Aber trotz aller Ergriffenheit konnte Mutter Clarissa nicht von ihren Rosen lassen. Waren ihr nicht die Rosen, was dem Geiger seine Kunst bedeutete? Sie bat mehr als daß sie aufforderte: „Ich liebe meine Rosen über alles. Darf ich den Herrn bitten, daß er sie eines Blickes würdige?“ Sie wandte sich an Mechtildis: „Unsere Künstlerin wird die Güte haben, zu führen; nicht wahr?“ Und abermals an den Geiger: „Die schönsten Blüten aber, die Ihnen am besten gefallen, wollen Sie, bitte, mitnehmen. Zum Danke für den Nachmittag, den wir nie vergessen werden. Wolle der Himmel Sie segnen für ihre Kunst.“ Der Geiger neigte sich und legte seine Lippen auf die Nonnenhand, an der des Mutterringes Gold erglänzte, herbe Kunde kündend ...

* * *

Schweigen lag über dem Kloster. Keine der Nonnen redete zur anderen. Alle hatten so viel zu sprechen mit ihrem eigenen Herzen ....

Im Garten schritt Mechtildis neben dem Geiger. Auch sie schwiegen beide, wandelten nebeneinander und ihre Seelen hatten sich so viel zu sagen, daß ihren Lippen die Worte ferne blieben.

Die Rosen blühten und blühten und waren voll Duft und Schönheit; über ihre weichen Kelche hin glühte das sanfte Rotgold des späten Nachmittages. Bienen trugen schwer aus dieser Rosen süßer Fülle; Falter ergaukelten sich Trunkenheit in dieser Rosen lockender Luft.

Endlich sprach der Geiger und seiner Worte Klang war leiser als der Flügelschlag der Bienen

und war erfüllt von einer zärtlichen Trauer, wie einer Saite verbebender Ton: „Mechtildis.“ Und alles, was jauchzte und weinte in seiner Seele, das ward Menschenlaut in diesem Namen: „Mechtildis.“ Tiefer senkte die Nonne das Haupt. Dann hob sie es und sah ihn an und ihr Blick umfing seine Züge mit der ganzen Hingabe eines liebenden Weibes. Und dennoch war er nicht nur schenkend, dieser Blick. Es war, als sei er gefestigt durch eine innere, bändigende Kraft, die als ein königlicher Wille niederhielt, was sich zu ranken strebte, in seligem Sommerglücke.

Ernst las der Geiger in diesem Frauenblicke. „Mechtildis, was soll nun werden?“ — „Was nun werden wird, Sigurd? Aus fernster Unendlichkeit sind zwei Sterne einander entgegengezogen. Eine Ahnung in ihnen hat einen auf den anderen vorbereitet. Sie haben einander in ihrer Seele getragen und wußten es nicht. Da sie aber einander sahen, haben sie einander erkannt. Und sie grüßten sich in seligstem Gruße, den es geben kann. Der Gott, der allen Gestirnen die Bahnen vorschreibt, hat auch die ihre bestimmt, nach unabänderlichen Gesetzen. Er führte dieser beiden Sterne Wege, nicht so, daß Stern an Stern zerschellt und auch nicht so, daß Stern mit Stern gemeinsam zieht, auf einem Pfade, in die Unendlichkeit. Er gönnt den Sternen, daß sie sich begegnen, einander grüßen und still und klaglos von einander weichen, zurück in eines Weltenraumes Unermeßlichkeit ...“

Der Geiger griff nach Mechtildens Hand: „Mechtildis, so kannst du es nicht wollen! So nicht! Hier muß es eine andere Lösung geben! Sag' mir noch einmal, nicht in einem Bilde; sag' mir: was soll nun werden?“ — „Ich kann

es ja nicht anders sagen, Sigurd. Von diesem heutigen Tage an wird in unseren Seelen sein, was vor dem Heute ihn ihnen gewesen ist; nur in umgekehrter Richtung.“ — „Du sprichst so rätselhaft. Ich verstehe dich nicht.“ — „Es ist kein Rätsel, Sigurd. Bis zu dem heutigen Tage haben wir einander als Sehnsucht in der Seele getragen; fortan wollen wir uns besitzen als Erinnerung.“ — „So kannst du es nicht meinen, Mechtildis! Wir haben einander gefunden, in dem Höchsten, was uns eignet, in unserer Kunst. Wir können fortab nur eins sein, oder wir sind zerstückt, unfähig, dieses Leben noch weiter zu ertragen.“ — „Wir wollen auch eins sein und bleiben, Sigurd!“ — „Mechtildis, was sprichst du dann von Trennung?“ — „Ich rede nicht von Trennung. Ich sage nur, daß unsere Wege wieder auseinandergehen. Das Schicksal hat uns vereint; das Schicksal reißt uns wieder von einander. Aber wir werden nur räumlich verschiedene Pfade ziehen. In unseren Seelen und Herzen werden wir eins sein für immer.“ — Dunkel, schmerzvoll dunkel lohte sein Auge in das ihre: „Mechtildis, das kann ich nicht glauben.“ — „Du mußt es glauben, Sigurd! Danke dem Herrgott für diese heutige Stunde! Ward uns nicht das höchste Glück geschenkt? Gibt es noch mehr als tiefstes Sichverstehen, daß eine Seele in der zweiten Seele des eigenen Sehnens Klingen fühlt? O, Sigurd! Wir waren heute reicher als eine Menschheit! Sieh doch die Menschen an! Wie viele Hunderttausende irren auf verworrenen Wegen, wenden sich nach links und nach rechts, tasten sich hinein in tausend Wirrnisse und wissen keinen Ausweg und sehnen sich mit wunden, bangen Herzen nach dem Verstandenwerden. Und sie können

das Verständnis ihres Wesens nirgends finden, weil nichts in ihnen ist, was ihnen ihr Selbst im Spiegel zeigt; weil auch sie selbst nicht ahnen, was andere in ihnen suchen. So irren sie klagend und freudlos und wenn irgendwann, nach langem Harren, eine Hand den Schleier hebt vor ihren Augen, dann brechen sie zusammen, denn dann sehen sie, daß eine Welt, die Welt, welche hätte die ihre sein sollen, vor ihnen zerschellt ist, mit all ihren Blüten und mit all ihrem Glücke . . ."

Dumpf murmelte der Geiger: „So ist es mir gegangen. Ich habe auch zu spät erkannt, wo meine Blumen blühen." — „Nein Sigurd!" Fest hielt Mechtildis des Geigers Hand: „Deine Welt ist dein; du hast die Kunst." — „Ja, das ist wahr! Ich habe die Kunst! Und nun — jetzt habe ich auch Mechtildis! Ich lasse dich nicht mehr! Auch ich habe ein Anrecht auf das Glück!" — „Du mußt es recht erfassen, Sigurd! Ich werde dein sein! Immer! Aber nicht so, wie du es meinst. Du mußt es so erkennen, wie es ist: Du bist der freie Künstler und ich bin — eine Nonne." — „Mechtildis sprich das Wort Nonne nicht aus! Du bist für mich das Weib, wie es mich reicher nicht beschenken kann. Und die Schwester Mechtildis, die die Klosterpforte findet, um in den Wald zu gehen, diese Schwester Mechtildis wird auch das Tor finden in der Klosterummauerung, daß sie hindurchschreite, eine Freie, in die freie, lebendige Welt hinein, als Sigurds Weib." Aufseufzend schüttelte Mechtildis den Kopf. „Es kann nicht sein, Sigurd, und es darf nicht sein!" — „Warum darf es nicht sein? Wenn zwei freie Menschen beide Gleiches wollen, so müssen sie es möglich machen können, daß ihr Wille Tat werde." — „Wir sind aber

nicht freie Menschen, Sigurd." Erregt lachte er auf: „Du meinst den Schleier und das Nonnenkleid?" — „Nein, Sigurd, das meine ich nicht! Ich meine deine Kunst und ich meine den Zwang in meiner Seele, der mich in das Nonnenkleid getrieben hat." Nachdenklich sah er vor sich hin: „Wie bist du eine Klosterfrau geworden?" — „Du willst es hören, Sigurd? Sieh, ich rede nicht gerne darüber. Es war so eine dumpfe, schwere Zeit." — „Und ich wüßte es doch so gerne! Was konnte eine Mechtildis zur Nonne zwingen? Hielt eine Mechtildis nicht in ihrer Hand die lohende Fackel der Kunst?" — „Die Kunst ist es gewesen!" — Der Geiger blieb stehen: „Die Kunst? Hörte ich recht? Die Kunst?" — „Ja Sigurd; die Kunst. — Mein Vater war ein reicher Mann. Seine Güter waren groß und frei. Ich habe frühzeitig meine Mutter verloren; kein weibliches Wesen war da, an das ich mich hätte anschmiegen können. Geschwister hatte ich keine. Ich wurde mehr wie ein Junge erzogen. Ich ritt und focht, begleitete den Vater auf die Jagd, saß mit ihm im Hochsitz und hatte ein prachtvolles Gefühl von Freiheit und Herrentum, wenn sich der Wipfel, in dem wir, atemhemmend, lauerten, im Winde schwankend über den Felshang neigte und uns doch nicht abschütteln konnte. Ich malte auch ein wenig und hatte Freude an aller Art von Leben, was immer für Gestalt und Ausdruck es besaß.

Vor allem liebte ich die Musik. Als mein Vater erkannte, daß meine Stimme nicht so übel war, erfüllte er meinen höchsten Wunsch und ließ mich ausbilden. Ich kam in die Stadt. Ich hatte einen Flügel in meinem Zimmer stehen und was mir nur durch die Seele rauschte — und das

war viel — das mußte Klang werden ..." Sie schwieg. „Weiter, Mechtildis, weiter!" Drängte der Geiger. Sie lenkte ab: „Du wirst müde sein, Sigurd. Und ich kann dir keinen Platz anbieten — das Kloster hat Fenster . . ." — „Ach, ich bin nicht müde. Erzähle weiter!" — „Aber du mußt dir die Rosen betrachten; die schönen, vielen Rosen . . ." — „Keine dieser Rosen ist mir mehr, als Mechtildis. Erzähle weiter." — „Sigurd, ich schwiege so gerne darüber, denn ich schäme mich." — „Was ist geschehen, Mechtildis?" — „Ich habe eine Seele für echt genommen und sie war nur Rauschgold. Ein junger Musiker war er. Ein Pianist. In meinem ersten Konzert hat er mich begleitet. Ich hatte ungeahnten Beifall und ich dankte diesen Beifall ihm. Ich schrieb ihn dem Einflusse zu, den er auf mich ausübte. Ich fühlte mich als Werkzeug seines Wollens. Ich war es auch. Nur ihm wollte ich dienen, ihm den Ruhm erklimmen helfen . . .

Er aber war ein Schwätzer. Er war nur ein eitler Streber, der Machtfülle sammelte, um glänzen zu können, der nur sich selbst hören wollte. Nicht der Kunst wollte er sich hingeben, mit seiner ganzen Kraft, mit all seinem Können; die Kunst war ihm eben gut genug, sein Schemel zu sein, durch den er sich zu erhöhen hoffte. Diese Erkenntnis kam mir nach und nach. Sie war bitter. Wir hatten uns ‚Freunde' genannt und ich war stolz auf diese Freundschaft. Er vertraute mir scheinbar allerlei Geheimnisse an und ich kam mir beschenkt vor, durch sein Vertrauen. — Einige Kleinigkeiten fielen mir auf. Ich sah besser hin; ich hatte mehr acht auf seine Rede. Ich beobachtete Worte, Handlungen, da und dort, die mir mißfielen. Ich entdeckte, daß

das Vertrauen, das ich besaß, jeder gewinnen konnte, der nur einige Worte mit ihm gewechselt hatte. Ich erkannte, daß seine Freundschaft leicht zu kaufen war; daß im Gegenteile, viele sich bemühten, sie wieder loszuwerden. Ich sah, wie seine Seele keinen Halt hatte, kein Hochziel, keine innere Kraft. Ich erkannte, daß sein ganzes Wesen nichts war, als eitle Niedrigkeit. Ihm war nichts ehrfurchtswert, nichts heilig. Seine Seele schwankte umher, haltlos, immer bestrebt, wo es nur anging, einen erborgten Glanz an sich zu zerren. Jeder Tand war ihm recht, sich zu schmücken.

Da war mir die Kunst entweiht. Da war mir die Menschheit erniedrigt, war mein höchstes Streben in den Staub gerissen. Ich hatte ihm dienen wollen, mit der ganzen Glut meines Fühlens und Könnens, weil ich in ihm den Gotterwählten wähnte, den Verkünder des Höchsten und Schönsten. Wahre Kunst ist ein Erlöser und ihn glaubte ich als solcher Erlösung Priester. Er war aber nicht einmal ein Narr; Narren sind oft verkappte Märtyrer, die das Schellenkleid tragen über ihrer Seele Weh. Er war ein Verräter der Kunst. Er hat die Kunst mißbraucht, seiner niedrigen Eitelkeit zu frönen. Frischer, zupackender Ehrlichkeit war ich gewachsen, selbst dann, wenn sie sich, in ihrem guten Willen, in den Mitteln vergriff. Dieses Bemühen um den bloßen Schein widerte mich an. Mich faßte ein Ekel; ein grenzenloser Ekel." Stolz hob Mechtildis den Kopf: „Als Mann dem Weibe konnte und durfte er mir kein Leides tun; aber meine Seele hat er vergiftet. Mich ekelte vor ihm und vor der ganzen Welt." Sanfter fuhr sie fort: „Hätte ich damals eine Mutter besessen oder eine andere gütige Stimme, die zu mir geredet

hätte in jenen Stunden quälendsten Abscheues vor der ganzen Menschheit; eine Stimme, die mir gesagt hätte: stehe fest in dir selbst, achte auf niemandes Lob oder Tadel, höre nur auf die Mahnung deines Gewissens; ich stünde heute nicht an dieser Stelle. Eine solche beschwichtigende Stimme besaß ich nicht. Ich überraschte meinen Vater mit der Mitteilung, daß ich beabsichtige, eine Nonne zu werden. Die Gründe verschwieg ich ihm. Du bist der Erste, Sigurd, dem ich sie sage. Mein Vater war entsetzt. Aber ich hatte bei ihm immer erreicht, was ich gewollt hatte und ich setzte auch diesmal meinen Willen durch. Mein Vater hat sich gekränkt ... Kinderlos und einsam ist er gestorben ... Ich hatte mich ins Klosterleben bald eingewöhnt ...."

Trauer erfüllte des Geigers Stimme, da er sprach: „O Mechtildis, warum fanden wir uns nicht schon längst! Damals schon, als die große Enttäuschung über dich gekommen war, oder vorher schon, ehe noch der Ekel dich erfaßte. Wir waren damals beide frei und ..." Mechtildis fiel ein: „Und waren beide noch nicht reif für unser Glück. Erst durch Schmerzen konnten wir heranreifen zu unserem Heute. Erst weil wir gelitten haben und uns aufgebäumt haben in wehem Grimme; erst dadurch kam in unsere Seele die große Gnade der demütigen Ahnung Gottes. Ich weiß es heute, Sigurd, daß jene die Aermsten sind, denen Gott Schmerzen versagt. Wir aber sind Könige unter den Lebendigen; die Dornenkrone erst erhöht uns zum wahren Leben in uns selbst ..." Sie schwieg. „Weiter, Mechtildis", bat der Geiger, „fahre fort! Wie ging es dir im Kloster?" — und Mechtildis redete weiter: „Mein Schritt hat mich nie gereut. Zum Selbstmorde war ich zu stolz

gewesen, und zu stolz, um in einer Welt zu leben, für die ich nur Verachtung hatte. Im Kloster habe ich nach und nach meine innere Freiheit wieder gefunden. Ich bin in meiner Weise glücklich geworden. Ich hatte ein heiliges Amt: ich sollte helfen, Kinder in das Land des Wissens und Könnens zu führen; ich bemühte mich um andere, daß ihre Seele erstarke. Und dann," sie lächelte gütig vor sich hin: „dann habe ich Rafaela." Sehr still fragte der Geiger: „Hast du sie so lieb?" — „Sigurd, das wäre kein Weib, dem nicht im tiefsten Herzensgrunde die Sehnsucht nach dem Muttertume lebte. Rafaela ist mutterlos, wie ich; aber sie hatte auch kaum einen Vater. Sie ist als Kind in das Kloster gekommen. Ich war damals Novizin. Dieses zarte, schöne Kind Rafaela hat mir geholfen. Ich bin ihm Mutter geworden und mir erwachte wieder Liebe und Wärme im Herzen. Ich bin später versetzt worden; aber heuer im Frühlinge, nach ihrer Einkleidung, habe ich es durchgesetzt, daß Rafaela zu uns herkam. Sie soll eine Hand haben, die sie stützt, wenn die schwere Stunde der Entsagung über sie kommt." — „Arme Rafaela", sprach der Geiger, „ist diese Stunde nicht schon gekommen? Ich glaube, Rafaela ahnt, was sie mir sein müßte, um mir das zu sein, was du mir bist ..." „Nein, Sigurd! Du bist ihr viel, aber sie weiß noch nicht, was du ihr würdest, wärst du ihr das, was du mir bist."

„Sigurd, ich habe es gefühlt. An jenem Tage, da wir deiner Geige Laut vernommen haben, habe ich gewußt, daß nicht nur für Rafaela die Gottesgeige erklungen war. Ich habe es gefühlt, daß sie das Tönen besessen hatte, auch für meine Seele ... Den Frieden habe ich gefunden in den Klostermauern; du aber, Sigurd, du gabst mir

auch den Glauben an die Menschheit wieder. Ich danke dir! Ich weiß nun, daß es draußen, im bunten Leben, noch Edle gibt und wahrhaft Hohe ..." Wieder schwiegen beide, dann begann Mechtildis abermals: „Ich habe es wohl gemerkt, daß für Rafaela der Augenblick gekommen ist, wo ihre Knospe sich entfalten will. Sie hat das Leben nie gekannt. Der Ruf des Lebens hätte sie betäubt. Sie ist nicht hart genug für das Leben; sie ist aber auch zu jung und sehnsuchtsreich, um allein, aus ihrem eigenen Entschlusse heraus, die Entsagung zu finden. Sie braucht eine Hand, die sie stützt; und diese Hand ist hier!" Mechtildis griff nach des Geigers Hand: ihr Mund sprach dabei: „Ich habe es gesehen, was in diesen letzten Tagen in Rafaela vorgegangen ist. Ich habe es gewähren lassen. Der Lenz muß über jede Seele kommen und deine Hand, Sigurd, ist edel und meine Hand ist treu. Zwei solche Hände dürfen das zarte Kind zum Wissen führen ..."

Wie hielten diese Hände sich so fest, so unzertrennlich! „Mechtildis", bebend sprach es der Geiger, „so faßt du dein Nonnentum auf? Was wollt ihr, alle ihr Nonnen, mit eurer gräßlichen Entsagung?" Ernst forschte Mechtildis in des Mannes Zügen. „Sigurd! Dieses Wort sprach dein Mund; deine Seele redet anders! Du selbst bist ein Entsagender. Du selbst bist in der Zelle deines heiligen Wollens abgeschlossen von aller übrigen Welt. Du selbst spielst dir auf deiner Gottesgeige vor, daß sie dich kräftige, ein Tröster zu sein und ein Befreier allen Beladenen; ein Erwecker für alle, die hinanringen, dem Lichte zu ..." Noch einmal bat er: „Das kannst auch du sein, Mechtildis. Komm mit mir in meine Welt! Ich habe viel gelitten, Mechtildis; gönne mir das Glück, das du mir geben kannst." Sie schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht, Sigurd. Wir Nonnen taugen nicht mehr für die Welt. Wir haben den Zusammenhang mit der Welt verloren. Wir stehen außerhalb der Kette der Lebendigen. Aber wenn wir unsere Aufgabe recht erfassen, können wir helfen, diese Kette zu veredeln." — „Ich glaube es nicht, Mechtildis! Leicht findest du in die Welt zurück, wenn meine Hand dich führt." — „Nein, Sigurd! Deine Hand hat Größeres zu tun; sie hat den Bogen zu führen und darf nicht belastet sein, durch eine Frau, die nicht mehr paßt in deine freie, weite Welt." Aufstöhnte der Geiger: „Mechtildis, was hast du dich mir geschenkt, heute nachmittag, in deinem Gesange, in deinem Spiele, wenn du dich mir nun verweigerst." Unsagbar innig klang der Nonne Stimme: „Unsere Seelen haben Hochzeit gefeiert. Sigurd, es gibt eine Ehe der Seele, die keine räumliche Nähe braucht und kein Wort einer äußerlichen Verständigung. Diese Ehe haben wir geschlossen. Trage den goldenen Reifen dieser Ehe in deinem Herzen, mein Sigurd, und wisse, daß du geliebt wirst, wie noch nie ein Mann geliebt worden ist." Ergriffen stand der Mann still: „Nicht einmal einen Kuß willst du mir schenken? Nicht einmal dieses heilige Siegel der Liebe soll uns werden?" Leuchtend sah sie ihn an: „Sigurd, dieses Siegel ist uns geworden. War nicht unsere Musik heute nachmittag ein langer, innigster Kuß?" Sie schritten wieder schweigend. Süßer dufteten die Rosen; leise legte der Abend seine Schleppe über die Wälder. „Mechtildis, ich werde gehen müssen! Ist das, was du mir sagtest, wirklich dein Entschluß?" Sie nickte stumm.

„Und wir sollen uns nicht schreiben, nie wieder etwas von einander hören?“ Da brach es wie ein Schluchzen aus ihrem Herzen: „O frage nicht immer wieder neu! Wir werden ja beisammen sein! Immer! Wir werden einander im Herzen tragen bis zu unserem letzten Atemzuge und im künftigen Leben werden wir einander begegnen.“ Er wandte den Kopf hinweg und konnte nicht sprechen.

Mechtildis aber schritt zu den Rosenstöcken und schnitt zwei Blüten ab; eine tief dunkle, die war, als lohe ein dunkles Schicksal aus purpurner Nacht und eine zarte, weiße, in deren Blatttiefen ein feines Rot schimmerte, wie das Erglühen holder Mädchenwangen. „Mechtildis und Rafaela“, murmelte der Geiger und nahm die Rosen mit bebender Hand. „Mechtildis, was ist der Klostergarten reich! Sage deiner Oberin, so reich wie dieser Garten hat mich nichts auf Erden beschenkt“; leiser fügte er hinzu, „aber auch nichts auf Erden hat mir solchen Schmerz gebracht.“ „Sage nicht Schmerz, Sigurd, sage: Glück. Unsere Seele findet Gott in unserem Schmerze; Gott aber segnet die, so ihn suchen und Gottes Segen ist Glück ...“

Langsam, jeden Schritt verzögernd, hangend an jedem Atemzuge des anderen, mit der ganzen qualvollen Seligkeit des letzten Nochzusammenseins: so schritten sie der Klostermauer zu. Bei der Pforte fragte der Geiger: „Werdet ihr heute beten unter den Linden?“ — „Ich weiß es noch nicht. Das hängt von der Oberin ab.“ — „Ich werde es nicht ertragen, deine Stimme zu hören. Ich werde müssen meine Geige nehmen, wenn ihr betet und deine Stimme und meine Geige werden sich suchen und unser Herz wird aufschreien vor Weh ...“

Mechtildens Haupt hob sich. Ihr Auge war groß und leuchtend: „Sigurd, daran, daß wir mitbeten werden, Rafaela und ich, wirst du erkennen, daß wir Nonnen sind, die sich einfügen in den Chor ihrer Bestimmung. Und daraus, daß du nicht spielen wirst, mich nicht rufen willst, mit dem wundervollen Erdenklange deiner Geige, daraus werde ich dein stummes Wort vernehmen, daß deine Seele zu der meinen spricht. Mit deinem Schweigen sagst du mir dein Wissen um das Einssein unserer Seelen ...“

„Was du verlangst, Mechtildis, das ist schwer; doch wenn du als Weib es trägst; ich bin ein Mann und will nicht schwächer sein als du ...“

Liebkosend strich seine Hand über die Rosen. „Grüße Rafaela“, sagte er. Langsam, langsam öffnete er die Türe ....

„Mechtildis.“ Er hauchte das Wort, aber es war anzuhören wie ein Aufschrei. Mechtildis konnte nicht reden. Nur ihre Hand bewegte sich unauffällig. Es war wie ein Winken ....

Dann glitt die Türe langsam ins Schloß. Langsam verhallten draußen Schritte ....

Da wandte sich auch Mechtildis und ging dem Hause zu ....

Am Abend dieses Tages, nach dem Aveleuten, schritten die Nonnen unter den Linden hin. Die Bäume träumten süßen Lindentraum; die Rosen dufteten holdselige Mären; die Grillen sangen ihr einfaches und so überaus herzliches Sommerlied ....

Und die Nonnen schritten betend dahin. Alles war wie sonst, aber die Nonnen gingen leiseren Schritt und ihre Häupter waren tiefer zur Erde gebeugt und sehnsüchtiger zu den Sternen erhoben. Gott hatte zu ihnen geredet durch die

Sprache der Welt und sie mußten solchen ungewohnten Klang erst verspinnen in das Gewebe ihres Klostersinnens. Noch lag es schwer auf dem Fadenwerke ihrer Tage und drückte lastend, was sonst getragen ward, mit der Leichtigkeit der Gewöhnung.

Hinter den anderen schritten Mechtildis und Rafaela.

Mechtildis ging aufrecht, wie immer. Ihr Gesicht war bleich; ihre Seele glühte. Ihre Augen kosten jeden Stein des Gartenweges; sie hefteten sich an die Schnittwunden zweier Rosenstöcke; sie wandten sich langsam, als folgten sie einem zögernd Schreitenden, bis zur Gartenpforte. Und sie lauschte . . . Klang eine Geige? Klang ihre Seele?

Rafaela schritt sinnend nebenher. Ihr Antlitz war tiefernst und sie blickte zu Boden als wolle sie die Sterne nicht sehen. „Bete, Rafaela!“ mahnte Mechtildis. „Es fällt mir schwer“, gestand die junge Nonne. — „Es wird dir leichter werden, Rafaela; bete!“

Und Mechtildens klangreicher Alt ward kraftvoll, stützte und übertönte den Chor der anderen: „Gegrüßet seist du, Maria.“ Nun fiel auch die Stimme Rafaelas ein, ein wenig bebend, aber voll Innigkeit . . . .

So betete die Schar der Nonnen; so weihten sie die Größe dieses heutigen Erlebnisses und trugen sie zu Gott. Dann sprach die Oberin: „Es ist Zeit. Wir wollen heimgehen . . . .“

Nichts war nun im Garten als die Blüten und die Grillen. Still war es sonst; tief still. Keine Geige hatte geklungen. Keine Geige klang jetzt auf . . . .

Nur der Bergwald rauschte von der Höhe herab . . . .

Rosen.

Alle Leute kannten den Herrn Professor. Seinen Namen benützten sie nie; viele wußten ihn vielleicht gar nicht. Aber den Herrn Professor kannten alle. Sie wußten, daß er mit den Staren angeflattert kam, dann nur mehr selten, flüchtig, in seine Stadtwohnung zurückkehrte und daß er sein hübsches Landhaus, in dem großen, geschmackvoll angelegten Garten, nicht eher verließ, bevor nicht die Rosenstöcke sorgsam verpackt, die wertvollen Zwiebel und Knollen der verschiedenen Gewächse behutsam eingelagert waren und die seltenen Obstbäume eine schützende Strohhülle trugen. Dann waren die Zimmer dieses Hauses gründlich frostig und ungemütlich und dann endlich entschloß sich der Herr Professor zur Abreise; immer ein wenig traurig, daß der Sommer wieder einmal sein Ende gefunden hatte. Der Herr Professor zog in seine Stadtwohnung zurück, zu seiner einzigen, allzeit etwas verdrießlichen Schwester, die inzwischen auch von ihrem Sommeraufenthalte heimgekommen war. Die Dame folgte ihrem Bruder nie auf dessen Besitz. Ledig geblieben, unnahbar in sich selbst zurückgezogen, hatte ihre Seele einen seltsamen Hang zur Enge. Die Stadtwohnung war ihr recht, oder auch kleinste Oertchen, tief vergraben zwischen himmelhohen Tiroler Bergen. So, ganz versteckt zwischen Felswänden und brausenden Wasser-

stürzen, fand ihre Seele den Weg zu Gott. Das Tal mit ihres Bruders Sommersitz war ihr zu frei, zu heiter; viel zu lebendig in seiner reichen, frischen Schönheit.

Das einzige heizbare Winkelchen in dem hübschen Landhause bewohnte die alte Hanni, ein ehrliches, herzensgutes Weiblein, daß im Winter, gemeinsam mit Nero, dem scharf zupackenden Neufundländer, das Haus behütete und im Sommer ihrem Herrn die Wirtschaft führte. Viel Mühe machte ihr der Herr Professor nicht. Sein Tag lief ab wie eine Präzisionsuhr. Nicht nur die Hanni, der ganze Ort hätte sagen können, zu welcher Stunde der Herr Professor dort oder da zu treffen sei. Mit seinem langsamen, ein wenig würdevollen Schritte, machte er täglich seinen Morgenspaziergang, wobei ein dunkelkarierter Schal, über die Schultern, oder nur, vorsichtshalber, über den Arm gehängt, ein Regenschirm oder ein Schattenspender, ein grauer Halbzylinder oder ein weißer Strohhut mit weicher Krempe, die untrüglichen Wetterzeichen waren. „Was hat heute der Herr Professor angehabt?" fragten die Leute im Orte einander und nahmen des Herrn Professors Gewand als Wetterzeiger für ihre Ausgänge und Verrichtungen.

Besonders hübsch stand dem alten Herrn der weiße Strohhut. Sein schneeweißes Haar war wohlgepflegt und legte sich in unfreiwilligen Löckchen bis an den Rockkragen. In dem frisch gefärbten Gesichte blitzten Augen, von denen man nicht recht wußte, ob sie blau waren oder grau, die aber sehr heiter und freundlich in die Welt blickten und mitunter in hellem Uebermute leuchten konnten.

Die Menschen, so den Herrn Professor kannten, waren ihm gut. Er hatte für jeden ein freundliches Wort, ließ sich aber mit niemand in einen näheren Verkehr ein oder gestattete es, seine Gewohnheiten zu stören. Als Auszeichnung ward es im Orte betrachtet, wenn an den oder jenen die Einladung erging, in des Herrn Professors Garten zu kommen. Dieser Garten war ein kleines Wunderwerk. Bäume gab es darin aus aller Herren Länder. Jeder dieser Bäume war dem Herrn Professor in seiner Weise an das Herz gewachsen. Jeden hatte er zu pflanzen gewußt, daß Wuchs, Farbe und Lebensbedingungen des Baumes zu ihren Rechten kamen, daß sich Krone von Krone abhob durch Abschattung und Gestalt und solcherart in ihrer Zusammenstellung malerische Gruppen und Blicke bildeten.

Der Herr Professor besaß eine geduldige, die zarten Seelchen der Blumen sanft und mild umstreichelnde Gärtnerhand. Dabei war der alte Herr von unermüdlicher Forscherfreude. Immer neue Geheimnisse erspähte er in den Kelchen und Samenkapseln seiner bunten, lieblichen Schützlinge. Er ließ sich auf allerlei Veredlungen ein; versuchte künstliche Veränderungen von Bäumen und Blumen; schreckte vor den kühnsten Kreuzungen nicht zurück. Gelang ihm Neues — und ihm gelang viel — dann konnte er stundenlang stehen und schauen, oder er legte seine Ergebnisse vor sich hin, sie stumm betrachtend, und sein reger Geist sann auf neue Möglichkeiten.

Die Kunde von den Versuchen war in weitere Kreise gedrungen. Mehrere große Gärtnervereinigungen hatten Anerkennungen gesandt und Auszeichnungen. Der Herr Professor freute sich, dankte höflich für die Aufmerksamkeit, die man

ihm geschenkt hatte, lehnte aber im übrigen jedes Angebot, mit seinen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit zu treten, höflich und bestimmt ab. Er fühlte sich am wohlsten, wenn er nicht schreiben und nicht reden mußte und sich mit seinen Blumen schweigend verstehen konnte . . .

Einige Leute wollten wissen, der Herr Professor sei einmal verheiratet gewesen, einige Tage nach der Geburt eines Kindes habe er aber Frau und Kind verloren. Die Wahrheit dieser Nachricht ließ sich nicht ermitteln. Der Herr Professor sprach niemals darüber und zu fragen wagte niemand. Jedenfalls mußten diese Todesfälle schon lange zurückliegen, und des stillen, heiteren Mannes Seele hatte ihr Leid schon längst begraben unter der Blütenschönheit seines innigst behüteten Gartens . . .

Nun geschah es, daß die alte Hanni Sorgen hatte. Die Regelmäßigkeit in des Herrn Professors Spaziergängen war zerrüttet. Wie denn, wenn die alte Hanni irgend etwas Dringendes zu sagen gehabt hätte? Es war zwar bisher nie der Fall gewesen, aber einmal könnte es dennoch geschehen, daß rasch etwas zu fragen gewesen wäre . . . Und nun hatte die alte Hanni beobachtet, daß ihr Herr gelegentlich andere Wege ging, als bisher; auch kam er nicht so pünktlich heim wie früher . . .

Diese zeitlichen und örtlichen Abweichungen im Tageswandel des Herrn Professors hatten aber ihren Grund . . .

Das Ende von Herrn Professors Morgengang war die Post: nämlich das Vorhaus des Postgebäudes.

Dort tupfte die große Welt mit leisem Finger an die Stille des Gartensommers. Dort standen

vor der Eisentüre des Amtszimmers täglich eine Anzahl Leute, Ortsbewohner und landfrohe Stadtflüchtlinge und harrten, bis diese eiserne Türe sich öffnete und der Briefträger heraustrat, den Arm voll Päckchen und Briefen. Dann ward der Erwartete bestürmt und er teilte seine Gaben aus, sie, je nach dem Empfänger, würdevoll oder lachend überreichend.

„Er hat schon wieder geschrieben", oder „Ein Brieferl vom Herzallerliebsten!" Den jungen Mäderln gab er halt gar so gerne sein Sprücherl mit, zu den Poststücken, die ihnen gehörten. Und seine jungen Bedrängerinnen, in ihren kleidsamen Dirndlgwandeln und in ihren hübschen, leichten Sommerkleidchen, haschten kichernd nach dem Erhaltenen und verflatterten damit, gleich einer Schar junger Vögel. Manche auch schmollte betrübt: „Nichts für mich?" und zog sich zurück, so ungehalten, als sei der arme Briefträger schuld daran, wenn heute die ersehnte Nachricht ausblieb.

Das war täglich das gleiche Bild und immer wieder neu, immer wieder fesselnd in seiner lebhaften Beweglichkeit.

Der Herr Professor hatte dem Briefträger längst erklärt: „Sie brauchen nicht zu mir zu kommen! Ich hole mir meine Postsachen selbst!" Und täglich versicherte der Vielbedrängte, mit dem Arm voll Briefen: „Aber Herr Professor, ich hätt's Ihnen ja ohnehin ins Haus gebracht" . . . .

Unter den Wartenden war dem Herrn Professor seit einiger Zeit ein junges Paar aufgefallen. Dieses Paar stand etwas abseits und erwartete das Oeffnen der Eisentüre ohne jede Spur einer Ungeduld. Auch wenn der Briefträger heraustrat, stürzten die beiden nicht ungestüm auf ihn los. Sie standen ruhig, bis er sich aus seiner fragenden

und beteilten Ringmauer herausgearbeitet hatte, traten dann vor und nahmen schweigend in Empfang, was ihnen gehörte. Die beiden waren sehr jung. Er, allem Anscheine nach, ein Student, vielleicht vor den letzten Hochschulprüfungen stehend, hochgewachsen, schlank wie eine Gerte, von der sehnigen Geschmeidigkeit eines vorzüglichen Turners, das Gesicht kühn geschnitten, einen trotzigen Ausdruck in den geistig belebten Zügen. Seine Begleiterin war ein kleines, zierliches Dingelchen, in der ersten Lenzblüte eines Frauenlebens. Alles an ihr war zart und fein. Sie stand neben dem Manne wie ein niedliches Püppchen. Ihr hübsches Gesichtlein hatte einen warmen Farbenton von der südlichen Sonne dieses reichen, jauchzenden Tales. Der rote, kleine Mund war anzusehen wie ein reizendes, jeden Augenblick aufspringendes Knösplein. Dunkelbraunes Haar schmiegte sich, schlicht gekämmt, aber der Schlichtheit mit tausend kleinen Lockenteufelchen widerstrebend, an des Hauptes klar gemeißelte Linien und zwei ganz unbändige Teufelchen hüpften übermütig aus ihren braunen, lachenden Augen. Und diese beiden argen Teufelchen trieben ein loses Spiel: sie zupften zierlich und niedlich, aber mit boshaftester Deutlichkeit an des Herrn Professors stillem, friedlichem Herzen ....

Dazu kam noch, daß dieses ganze, herzige Persönchen die Gewohnheit hatte, in einem rosa Kleide daher zu gehen. Nicht der geringste Zierat war an diesem Kleide. Es war ein schlichter Sommerstoff, mit sehr feinen, kaum sichtbaren Linien auf seinem rosigen Grunde. Anmutig floß das einfache, duftige Gewand an dem hübschen Geschöpflein herab und aus seinem bescheidenen Ausschnitte hob sich das weiße Hälslein, als trüge es ein Königskrönchen.

Aber eine kleine Hexe war es, das niedliche Fräulein in Rosa. Mußte sie an schmalem schwarzen Samtbande irgend einen überflüssigen Anhänger an ihrem Halse tragen? Es war das einzige Schmuckstück, das sie an sich hatte. Vielleicht waren die kleinen Steine daran auch nicht einmal echt. Der Herr Professor war in derlei Dingen kein Kenner und der kleine Anhänger hätte ihn weder gestört noch gefesselt. Aber das schmale, schwarze Samtbändchen und das weiße, seidige Hälslein! Wo nur solche junge Dinger derartig ausgeklügelte Zusammenstellungen her haben?!

Daß das kleine Fräulein und dessen Begleiter die ankommende Post nicht in gespannter Erregung erwartete, wunderte den Herrn Professor nicht. Was die beiden erfreuen mochten, hielten sie hübsch Hand in Hand. Sie schienen den Weg zur Post nur als eine Art Zäsur aufzufassen, in den lyrischen Versen ihrer Lenztage.

Der Herr Professor wählte seinen Standplatz so, daß er das junge Paar unauffällig beobachten konnte. Dabei sah er eines Tages, wie der Student, auf ein leise gesprochenes Wort seines Mädchens hin, mit zärtlichem Blicke in das blütenfrische Gesichtlein sah und mit seiner sehnigen Hand sacht kosend über ihre Wange strich. Die Kleine lächelte ihn an, zog seinen Arm in den ihren und sie standen beide wieder, ruhig wartend, neben einander. Eine Dame aber, in des Herrn Professors Nähe, wandte sich entrüstet ab und sagte, laut genug, daß auch das junge Paar es hören konnte: „Gänzlich ungehörig, dieses Kosen", worauf der Herr Professor, einer jähen Eingebung folgend, ebenso laut erwiderte: „Ist so rasch vorbei, die Zeit der Rosen." Viele lachten. Die rügende Dame maß den poetischen Herrn mit einem Blicke, gegen

den der eben gesprochene Tadel noch eine Liebkosung gewesen war, und dem Herrn Professor selbst bereitete seine Reimzeile eine solche Freude, daß er hellauf lachen mußte. Lustig überklang sein Lachen die Heiterkeit der Uebrigen und das niedliche Fräulein, mit den Teufelchen in den Braunaugen, lachte herzlich mit. Es war beinahe, als nicke die Kleine ihrem Verteidiger schelmisch zu. In diesem Augenblicke begab sich das Ereignis des Oeffnens der Eisentüre und das tägliche Durcheinander von Farben und Stimmen hub zu wirbeln an. „Das Fräulein Erika hat auch ein Brieferl!" rief die behagliche Stimme des Briefträgers. Er fuchtelte einen Brief in der Luft, der Student griff darnach und übergab ihn seiner Begleiterin. Der Herr Professor nahm seine Zeitungen und einige Poststücke, auf deren Inhalt er einstweilen gar nicht neugierig war. Er schritt dem Haustore zu. Und er mußte denken: „Erika heißt die Kleine? Das auch noch! War sie in ihrem rosa Kleidchen etwa nichts als das Blümlein selbst, auf einer Waldwiese erwacht und durch Feenzauber in Menschengestalt unter Menschen wandelnd?" Im Vorbeigehen grüßte er höflich das junge Paar und hatte die Genugtuung, daß Fräulein Erika ihr zierliches Köpfchen mit holdseligem Lächeln zum Danke neigte.

Nun geschah es fortab, daß der Herr Professor manchmal abbog von dem gewohnten Pfade seiner täglichen Wanderungen, daß er Wege schritt, die er bisher kaum beachtet hatte. Auf selben Wegen huschte da und dort, an der Seite ihres großen Begleiters, das hübsche Fräulein Erika auf, in ihrem duftigen Rosakleid, und das zierliche Köpflein neigte sich immer wohlgemuter, je öfter und immer freundlicher werdend, des

alten Herrn Gruß der hübschen Mädchenblume huldigte. Der alte freundliche Herr konnte nur nicht verstehen, weshalb Erikas Begleiter eine Miene aufsetzte, die von Fall zu Fall an Finsternis zunahm und schließlich dem Gruße des Herrn Professors in einer Weise dankte, die jedem anderen das Grüßen vergällt haben würde. Der Herr Professor indessen, in seiner heiteren Freude an dem Anblicke des hübschen Mädchens, übersah des jungen Mannes schroffe Unhöflichkeit und blieb sich gleich in seiner ritterlichen Grußbeflissenheit.

Er konnte nicht sehen und hören, was sich begab, gar nicht weit von ihm, hinter der in die Wegbiegung einspringenden Ecke des Ackers, dessen Bestand an hochgewachsenem, türkischem Weizen eine Wand bildete, zwischen dem friedlich wandelnden Herrn Professor und dem jungen Paare, das ihm soeben begegnet und von ihm mit dem gewohnten, höflich lächelnden Gruße bedacht worden war. War es nicht, als wolle der junge Mann die ganze Welt zerschmettern? Drohend hob er die Faust und niedersausen ließ er sie, daß die stille Sommerluft pfiff unter dem Hiebe seiner Armbewegung. „Erika, ich sag dir's! Einmal noch schau mir diesen Alten so lächelnd an und es gibt ein Unglück."

Erschrocken staunte das Rosablümlein dem Recken in die flammenden Augen: „Was hast du denn, Helmut?" — „Ein Mädchen hab ich! Ich! Ich! Nicht der Alte! Eine Braut hab' ich! Ich! Und noch einmal ich! Und wehe dem, der mir ins Gehege kommt."

Fräulein Erikas Schrecken war vorbei. Lachend blitzten dem drohenden Rächer zwei wunderhübsche Zahnreihen entgegen. „Wildling du! Willst du

mich denn erschlagen? Was hat dir denn der arme, freundliche Herr getan?" — „Freundlich? So! Freundlich ist er? Es scheint dir also lieb zu sein, wenn der alte Fuchs mir die Beute abjagen will. Aber er soll sich hüten!" Grimmig drohte des jungen Mannes Auge auf seine hübsche Begleiterin herab. Und nun war es eigentlich drollig, wie Erikas Blick ihm entgegenblitzte: halb erschreckt, halb belustigt. So standen sie einen kleinen Augenblick vor einander, wie zwei, die sich etwas sagen möchten und das rechte Wort nicht finden. Als die Rede ihnen wieder kam, war Erika die erste, so darnach griff: „Sag mir nur, Helmut, was hast du denn eigentlich?" Offen sah sie ihm entgegen und tief bohrte sich sein Forschen in den offenen Mädchenblick. Endlich sagte er, langsam, die Worte mühsam von den Lippen lösend: „Was ich habe? Weißt du es wirklich nicht?" Daß sie sein Grollen nicht begriff, sagte ihm die frische Schalkhaftigkeit, mit der sie ihm in das Antlitz sah. Er war beruhigt und schämte sich ein wenig seines Ungestüms. Die niedliche Erika aber hatte mit der behenden Fühlkraft des Weibes gemerkt, wie Helmuts zornige Sicherheit nachgab und zu unsicher tastender Beschämung zerstäubte. Sie lachte ihm lustig in das Gesicht; ein helles, übermütiges Spitzbubenlachen. „Du Wildling du", schleuderte sie ihm nochmals zu, warf den Kopf zurück, wie ein gekränkter Backfisch, drehte sich auf ihren gefährlich hohen Stöckelchen im Halbkreis und lief ihm davon. Niedlich und geschmeidig, wie sie war, huschte sie vor ihm des Weges dahin, ein heller, entflatternder Schmetterling.

Mit Turnersätzen, weit ausholend, suchte der Student sein Mädchen zu erhaschen, aber sein

anfängliches überraschtes Stehenbleiben hatte Erika einen Vorsprung geschenkt und die fröhliche Jagd eilte eine Zeitlang auf dem Sträßlein dahin. Dann mochte der Verfolgten Laufluft erlahmt sein oder überkam sie die Freude an neuer Neckerei; sie überhüpfte in reizendem Sprunge den sehr schmalen Wassergraben und huschte hinter den Erlenstrauch jenseits des Gerinsels. Hinter den auseinandergebogenen Aesten hervor spähte sie und lachte dem Verfolger entgegen: „Dummer Bub du! Wilder dummer Bub!"

Gleich darauf verschwand auch Herr Helmut hinter dem Erlenstrauche und eine kurze Weile später tauchten sie beide auf der Straße auf, beide lachend, beide noch ein wenig verwirrt, wie Menschen sind, die im Grunde nicht wissen, weswegen sie sich soeben gezankt haben. Arm in Arm wanderten sie friedlich weiter . . .

Der ahnungslose Herr Professor neigte fernerhin ritterlich das Haupt vor des niedlichen Blümleins sonnenheller Anmut und selbes Blümlein dankte freundlicher denn bisher dem liebenswürdigen alten Herrn und ihr Begleiter hatte zwar nur knappen Gruß und Dank, tat aber sonst nichts, was solches Hin- und Wiedergrüßen gestört haben würde.

Manchmal flochten sich einige freundliche Worte zwischen Gruß und Gruß und so geschah es, daß der Herr Professor eine angenehme Nachricht empfing. Es stellte sich heraus, daß Fräulein Erika in seiner nächsten Nähe wohnte, in einem der hübschen kleinen Häuser, deren Anrainer er war; sogar in dem, seinem Garten zunächst gelegenen Hause. „Und Helmut wohnt auch in der Nähe, nur ein paar Häuser weiter", berichtete

das übermütige Geschöpflein. Die Nähe des wortkargen jungen Riesen hatte für den Herrn Professor weiter nichts Verlockendes und auch Herr Helmut schien nicht so sehr entzückt zu sein, weder über Erikas Bericht, noch über die eben festgestellte Hausnähe. Er sagte aber nichts und so kam auch kein Mißklang in des alten Herrn Freude an seiner rosigen Nachbarschaft. Nun erlebte Erika etwas Neues. In stillen Abendstunden, wenn der Tag versunken war, klang bisweilen der Ton eines Cello aus des Herrn Professors Garten. Es war kein Meisterspiel, so da aufklang. Die Töne zitterten ein wenig unsicher über die Saiten, die Melodien, die sich aus ihrem Dahingleiten erhuben, stammten weder aus des Spielers eigener Seele, noch waren es Schöpfungen großer Meister. Es waren liebe, ein wenig altmodische Stücke, die vielleicht verknüpft waren mit ihres Spielers ferner Jugendzeit. Und es war als glänze ein Tränlein der Erinnerung aus ihrem treuherzigen Klange. Grüßte der einsame Spielende sein fernes Jugendland?

Und da die junge Erika, gelehnt an die Verandabrüstung, diese Töne einfing, in ihr halberschlossenes Seelchen, und dabei hineinträumte in die unbegreifliche Schönheit einer sternenhellen Sommernacht, fiel leise, leise der Tropfen Wehmut aus dem Klange dieser schlichten Weisen in den Kelch dieses kaum erwachten Mädchenblühens. Ein unerkanntes Ahnen überkam das Mädchen, ein Ahnen des Versinkens und Vergehens. Und nun war Wehmut in der Rosen Duft, der aus dem Garten kam, sie zu umschmiegen; es war Wehmut in jener Töne schüchternem Erschwellen und Wehmut war in ihrem frohen, warmen Mädchenherzen. Und

langsam sank ihr Köpflein auf den Arm und Tränlein kamen schimmernd aus den Augen, die einen ersten, scheuen Blick getan, in einer Menschheit unentrinnbar Schicksal . . .

„Erika! Was hast du?" Das war Helmut. „Erika, mein Kind, warum weinst du?" Das war die Mutter, die den Arm um ihres Kindes Schulter legte. Die kleine Erika aber schluchzte, schluchzte so bitterlich, daß Bräutigam und Mutter lange brauchten, ehe sie errieten, was ihres Blümleins Seele also niederdrückte . . .

Als am nächsten Tage das Cello wieder aufklang, flog bald darauf eine helle Jägerweise vom Waldessaume herab. Ein Waldhorn gab den Sang, der schmetternd jauchzte, wie junge frohe Burschenfreude jauchzt. Das Cello schwieg; und bald darauf, nach einem letzten, hellen Jubelruf schwieg auch das Horn . . . Und so geschah es morgen und übermorgen und immer, wenn das Cello Klang gewonnen und sich ein Lied vom Einstens singen wollte, da flog des Heute helle Trutzfanfare in jenes Einstens wehmutsvolles Klingen und übertönte sieghaft das Verwehte. Und so geschah es, daß das Cello schwieg und weiter schwieg und nicht mehr klingen mochte. Nur manchmal klang vom Bergessaume das Horn und grüßte seines Bläsers Erika . . .

Das hübsche Fräulein grollte dem Verlobten: „Sag' Helmut, warum hast du dem alten Herrn sein Spiel zerstört?" — „Weil ich das meine nicht verderben lasse!" Und trotzig schritt er weg. Das rosa Blümlein aber sann, wie es dem lieben alten Herrn Professor das bös zerstörte Spiel ersetzen könne . . .

Seither sprach sie den Herrn Professor manchmal an, wenn sie ihn traf und als er ihr von

seinem Garten erzählte, von seinen Blumen und den schönen Bäumen; da hob sie schwärmerisch ihr Köpfchen hoch: „Wie schön das sein muß! Wer das sehen könnte!“ — „Wer das sehen kann?“ Wie lieb der Herr Professor lächeln konnte: „Das Fräulein Erika, wenn es mir die Freude schenkt, mein Gast zu sein.“ — „Ich darf kommen? Ich darf wirklich kommen?“ — „Dürfen? Aber liebes Fräulein! Sie sind ja die Schenkende, wenn sie mich mit Ihrem Besuche erfreuen.“ — „Wann darf ich kommen?“ — „Wann? Ja Fräulein, das steht ganz in Ihrem Belieben.“ Nachsinnend senkte sich des rosa Blümleins Haupt. Dann flog es schelmisch um die jungen Lippen: „Nach Tisch, wenn Mama Siesta hält, dann sitzt auch Helmut hinter seinen Büchern. Er glaubt nämlich, daß ich schlafe und da bin ich frei und kann machen was ich will!“ — „Ei, ei!“ Der Herr Professor drohte lachend mit dem Finger. „Das sieht ja aus, als wollten Sie Ihrem Begleiter ein wenig durchbrennen.“ Schmollend legten sich die frischen Lippen aufeinander: „Weil er so ist; so — —. Wann darf ich kommen, Herr Professor?“ Und freudig sprach der alte Herr: „Wann? Wann Sie wollen! Heute; morgen . . .“ — „So sagen wir halt: morgen.“ Und wieder drehte sie sich auf ihrem Absatze herum, knixte zierlich und lief davon.

Ein wenig sinnend und ein wenig träumend schritt der Herr Professor zurück in seinen Garten. Und neben ihm ging, kaum von ihm geahnt und doch von ihm mit stillem Glück gefühlt, die ferne Jugendzeit und trug in ihren Händen einen Strauß, den Rosenstrauß verwehter Sommertage.

* * *

Der Herr Professor wartete auf das Kommen der rosigen Erika. Der helle, freundliche Glanz seiner Augen war noch um einen Grad heller und freundlicher und an den Rosenstöcken seines Gartens atmeten in der, von aufsteigenden Gewitterwolken bedrückten Sommerluft, einige ganz wundervolle Blüten, die der Gartenschere verfallen waren. Fräulein Erika sollte dabei sein, wenn der Hausherr die schönsten unter seinen Lieblingen vom Strauche löste, dem niedlichen Gaste zu Ehren.

Die ersten Stunden des Nachmittages lagen still und müde über dem Lande. Der Gott der Fluren war noch nicht erwacht aus dem Schlafe, nach des Mittags Sonnenkuß . . .

Der Herr Professor saß auf der Veranda seines Hauses, das an des Berges Hang gelegen war und Fernblick schenkte bis zu der Hauptstadt altersgrauen Bergveste und noch weiterhin, bis zu des Oberlandes wolkennahen Höhen. Und durch den Garten abwärts fand der Blick, durch die gerade Apfelbaumallee, bis zu dem Gartentore. Nun sollte heute dieses Tor sich öffnen und Einlaß schenken einem rosa Blümlein, so zart und rosig, wie verwehte Tage.

Der alte Herr sann, den Kopf auf seine Hand gestützt. Wie seltsam, daß ihn diese hübsche Erika, wie nichts vorher, an fernste Tage mahnte! Einmal — ach, das war ja schon so weit — und dennoch war jener fernverwehten Schöne Zauberkraft so stark, daß sie Strahlen warf, des Herrn Professors Leben lang, bis heute her, und wohl auch weiter noch. Glich Erika dem rasch entschwundenen Einst? War dieses Einst ein zartes Mädchenhaupt, mit dunklem Wellenhaar und Sonnenaugen? War jenes Wellenhaar ein

dunkles Blond? Ein lichtes Braun? Und jene Augen? Wie war ihre Farbe? Hell oder dunkel? Seligkeit stand geschrieben auf jener Augen klarem Grunde und Seligkeit war jenes ferne Einst. Denn es war Jugend, war ein frohes Hoffen und war ein süßes, banges Greifen nach den Fäden, die aus des Herrgotts Hand zur Erde gleiten. Und wenn zwei Menschen, so nach ihnen langen, die rechten Fäden um die Herzen schlingeu, dann sind sie eins und sind verknüpft für immer.

Und es kam anders, wie es oftmals anders kommt, wenn Herz zu Herz in Jubelsehnsucht drängt ... Wer trug die Schuld? Das Mädchen? Der Knabe? Sie gingen auf getrennten Pfaden weiter und nur von ferne, wie der Rosenduft aus eines Gartens mildem Junitraum, umfloß des Lebens Weg ein weiches Wehen aus ferner, unerfüllter Jugendzeit ...

Und es war dennoch schön; war schöner als Erfüllung. Es währte aller Bitternis und Härte, denn es erzählte von geträumtem Traume. Es wehrte jedem wunschschweren Drange und war ein Licht, das einen Wanderer auf seinem stillen Wege mit sanfter Hand zu neuem Frieden führte, wenn je die Unrast nach ihm griff und ihn bezwingen wollte ...

Der Herr Professor wartete. Es war ein stilles Warten, ohne Ungeduld — wie Menschen warten, denen die Minute nicht kostbar ist und die mit Zeit verschwenden. Das Lebenstagewerk war schon getan nnd was nun war und was noch kommen konnte, war Feierabend, war ein Gottgeschenk, befreit von jeder Hast und jeder Sorge um den Augenblick.

Auf dem Tische lag ein Schachbrett. Der Herr Professor hob das Haupt, ließ ab von seinem

Träumen und schob Brett und Figuren an sich heran. Langsam und bedächtig hub er an, die beiden Gegnerscharen aufzustellen. Dann langte er nach einem Bande, der neben dem Brette lag. Es war ein Schachbuch größten Umfanges. Teils enthielt es Aufzeichnungen vollendeter Partien, Schachbriefe von gespielten Meisterspielen, teils waren Angaben darin von Anfangszügen, auch von Endergebnissen, dem Spieler selbst die Wahl des Weges lassend, ihm Rätsel aufgebend, ein bestimmtes Ende in seiner Weise zu erstreben. Der Herr Professor hatte dieses Buch nahezu völlig durchgespielt. Da war ein Spiel, das ihn besonders lockte. Es stand im Buche Zug nach Zug beschrieben und war bemerkenswert dadurch, daß die schwarzen Springer das Feld beherrschten, durch kniffige und kühne Sprünge den weißen König so bedrängend, daß es schien, der König könne sich unmöglich länger halten und müsse sich schachmatt besiegt bekennen. In diesen letzten Augenblicken aber, wo Läufer, Turm und Springer und die ganze Bauernschaft, so weit sie den verfolgten König noch umstanden, gehemmt und festgebannt ihr Schicksal dulden mußten, in diesem Augenblicke trat die weiße Königin heraus. Und wenn ein Sinn liegt in dem ernsten Spiele, das Menschenschicksal in Figuren bannt, sie auf des Lebens Brettspiel schiebend, wie es die Hand des Stärkeren gebildet, und wenn ein tiefer Sinn sich hebt aus diesem Spiele, so war es da, wo eine Königin sich wagt, den Schritt zu tun, den ihres Herrn Gefolge nicht wagen kann und nicht zu wagen wagt. In raschem Wollen tritt die Dame vor den Gegner. Der Gegner staunt, der Zug kam unerwartet. Es war, wie wenn an einem Fenster ihrer Pfalz die Königin schon lang

gewartet hätte, bis ihr der Gegner nur ein kleines Tor, ein Hintertürchen unbeachtet ließ. Dort trat sie nun hervor und zwang den Feind, den Sturm in eine neue Richtung umzulenken. Die Königin geriet in Feindeshand; der König aber war befreit von dem Bedränger. Die Lehensleute fanden Kraft zu neuer Wehr und zu erneutem, starkem Siegeswillen. Die kühnen, schwarzen Springer wurden die Geschlagenen und eine Frau ward sterbend Siegerin in diesem kleinen Bild des Weltgeschehens ....

Der Herr Professor hatte die Begabung, sein Denken in zwei Hälften zu zerteilen, so daß er sich selbst entgegenstand, sich selbst bekämpfend, als sein eigener Gegner. In stillem Sinnen setzte er die Steine, so wie er alles still und sinnend tat; jetzt schwarz, dann weiß, in immer gleicher Ruhe, mit immer gleicher Freude daran, der Gegenfarbe Zug zu überlisten. Und das war seltsam: zog er weiße Steine, so war es ihm, als schritte er, er selbst, auf dieses Brettes schwarzen und weißen Feldern. Und zog er Schwarz, so kam ihm jedesmal die schwarze Königin in seinen Blick. Und diese Königin besaß ein Lockenköpfchen und trug ein helles, leichtes, rosa Sommerkleid ...

Die schwarzen Springer jagten über die Felder. Und Zug nach Zug, wie es das Buch gebot, mit ihren kniffigen, versteckten Sprüngen, bedrängten sie den armen weißen König. Der König aber, der verwirrte König — er spähte nach der schwarzen Königin ....

Die schwarzen Rosse sprengten über das Feld. Da geschah es, daß der Herr Professor, ohne es zu merken, den nächsten Zug, den Weiß zu ziehen hatte, nicht tat, wie ihm das Buch zu tun befahl. Die ganze Lage der Dinge wurde neu.

In das Spiel der Rosse jagten auch die Läufer; die Türme schufen schwere, enge Schranken und selbst der schwarze König wurde tätig. Die Dame aber, diese schwarze Dame, die ihren weißen Gegner so verwirrte, die Dame eilte munter über Feld, umringt von ihrer Schar, die sie beschützte.

Weiß wurde arg bedrängt. Der eine Turm brach nieder. Die Läufer blieben auf der Walstatt. Einem Springer brachte es den Tod.

Die weiße Dame trat hervor, wie ihre Schwester in der vorgezeichneten Partie. Sie warf sich heldenhaft dem Feinde entgegen. Lächelnd sagte Weiß Rochade an; der Turm schuf Wehr an hart bedrohter Stelle; der König flüchtete in das Exil. Die weiße Dame aber geriet in Feindeshand.

Das Damenopfer war umsonst gewesen. In äußerster Verwirrung stand herum, was noch von Weiß zurückgeblieben war, und lachend trieb die schwarze Königin, umjauchzt von ihren Treuen, vor sich her das arme, weiße Häuflein, und die Wenigen zerstoben, wie die Spreu zerfliegt, wenn sie der Sturm erfaßt und lachend in die fernste Weite treibt ....

Schwarz mußte Sieger sein; es konnte nicht mehr anders kommen.

Etwas verblüfft sah der Herr Professor, was er mit einem einzigen falschen Zuge angerichtet hatte. Das stand so wirr und regellos vor ihm, wie ihm nicht leicht ein Spiel mißlungen war. Er mußte lachen und ein wenig zürnte er sich selbst. Und da er ärgerlich den Kopf erhob, sah er, weit drunten, an dem Gartentore, ein rosa Kleidchen durch die Bäume schimmern. — Rasch stand er auf und dachte nicht weiter an die verpatzte Schachpartie.

*

Die beiden Teuflein in den übermütigen braunen Mädchenaugen sprangen dem Herrn Professor schier mitten in das Herz hinein, als das hübsche, rosa Dingelchen ein wenig scheu, ein wenig zaghaft seine Hand in die des alten Herrn legte. „Störe ich wohl nicht, Herr Professor?“ Der Herr Professor hielt die kleine, gebräunte Hand fest und führte sie ritterlich an die Lippen: „Stören? Stören uns die Elfen, wenn sie aus den Blütenkelchen huschen und einen Reigen durch unsere Träume tanzen?“ Das kleine Fräulein wurde alsogleich munter; sie habe sich schon riesig auf den Garten gefreut, versicherte sie, und obendrein mache es ihr einen ungeheuren Spaß, daß weder Mama noch Helmut ahnten, wohin sie entwischt war. Sie wolle ihnen erst nachträglich davon erzählen. „Und ihnen die Rosen mitbringen, die Sie sich hier geholt haben, nicht wahr?“ lächelte der Herr Professor. „Rosen? Ach ja! Bitte, schenken Sie mir von Ihren Rosen! Ich habe Rosen ganz fürchterlich gern.“ — „Ich auch!“, stimmte der Herr Professor bei und lächelte wieder. Und er führte seine niedliche Begleiterin von Rosenstock zu Rosenstock und er zog eine kleine Gartenschere aus der Tasche und schnitt die Blüten ab, die dem kleinen Fräulein gefielen.

Und er führte sie zu den Bäumen, die neben den Rosen seine Lieblinge waren und er wies die rosige Erika auf die besonderen Schönheiten in seiner Schützlinge Wuchs und Farbe. Dabei zeigte es sich, daß das hübsche Fräulein trotz der riesigen Liebe für Garten und Rosen, für Pflanzenkunde im allgemeinen ziemlich wenig Verständnis aufbrachte und daß sie den verschiedenen Baumgattungen mit erheiternder Hilflosigkeit gegenüberstand. Daß ihr das Laub des Gingkobaumes

spaßig vorkam, nahm der Herr Professor still zur Kenntnis und erkundigte sich nur, ob sie noch nie einen solchen Baum in Stadtgärten gesehen habe; auch sei das spaßige Laub dieser Bäume in Wahrheit kein Laub, denn der Gingkobaum gehöre zu den Nadelhölzern. Das Fräulein staunte und fand es entzückend, also belehrt einen Garten durchstreifen zu dürfen. Als sie aber unter der mächtig ausladenden Krone einer herrlichen Platane behauptete: „So eine wunderschöne Buche habe ich noch nie gesehen!“, gab der Herr Professor völlig trocken zur Antwort: „Ich auch nicht!“ Erstaunt blitzten ihm die braunen Augenteufelchen entgegen: „Ja, aber, Herr Professor, sie steht doch in Ihrem Garten.“ Der Herr Professor konnte sich noch immer nicht fassen: „Das schon, aber nicht als Buche, sondern als Platane.“ Ein wenig verwundert und ein klein wenig beschämt neigte Hold-Erika ihr Köpfchen. Den Herrn Professor aber faßte sein einstiges Lehreramt; mahnend, mit einem Beiklang von Vorwurf, war seiner Stimme Ton, da er sehr ernsthaft sagte: „Mein liebes Kindchen, wir sollen nicht so blind gehen durch die Schönheiten der Welt. Wir sollen auch Freude haben an Wissen und Erkennen.“ — „Ja, freilich, ich lerne auch gerne“, lenkte Erika ein und, gleichsam entschuldigend, fügte sie hinzu: „In der Stadt ist es nicht so leicht, die Natur kennen zu lernen.“ — „Aber auf dem Lande, Fräulein, wenn Sie durch einen Wald gehen. Sehen Sie sich doch die Bäume an! Sie lernen dabei mehr, als aus tausend Büchern.“ Das sah Fräulein Erika ein und versprach, künftighin auf alles Naturgeschehen ringsum gehörig acht zu haben. Schelmisch lachte sie dem alten Herrn in die mahnenden Augen:

„Aber daß das prachtvolle Rosen sind, das brauche ich nicht erst zu lernen. Das weiß ich schon selbst!“ Dabei hob sie den Strauß an ihr Gesichtchen empor, daß es war, als gehöre dieses liebliche Blütenköpfen hinein in das Schimmern und Blühen der Rosen. Das gefiel dem Herrn Professor. Sein Lehreramt war wieder vorbei. Er schalt sich selbst töricht. Was verlangte er von dem Geschöpfchen an seiner Seite, daß es Namen wisse und gelehrte Einteilungen? Es hatte zu blühen und lieblich zu sein und diese Pflicht erfüllte es getreulich. Wieder griff er nach der Hand des rosa Blümleins und diesmal verweilten seine Lippen um einen Hauch länger auf den zarten geschmeidigen Fingern. Er führte Erika noch weiterhin durch den Garten. Er ließ das Mädchen sich freuen an all dem Prangen und Leuchten, aber er gab keine Erklärungen mehr. Es war ihm eine seltsame und eigene Freude, dieses halb kindhafte, halb weibgewordene Wesen zwischen seinen Gesträuchern und Beeten zu sehen, umschattet von seinen Bäumen, ohne Spur einer Kenntnis all der Mühen, Sorgen, Hoffnungen und Erfüllungen, die einen Gärtner mit seinem Garten verbinden; es freute ihn, Erika zu sehen, sich selbst genug, in sich selbst vollendet, solcherart unbewußt mitschaffend an diesem Bilde rosen froher Sommertage.

Sie hatten den Garten kreuz und quer durchstreift und Fräulein Erika fand immer neue Worte des Entzückens und der Bewunderung. Die Augen des Herrn Professors strahlten. „Sie sollten oft kommen, liebes Fräulein! Betrachten Sie, bitte, den Garten als Ihr Eigentum. Gehen Sie hier nach Belieben aus und ein.“ — „Ach das wäre schön!“ wünschte Erika, „aber das

wird wohl nicht gehen.“ Und sie dachte weiter: „Das erlaubt ja Helmut nicht ...“ Diesen Zusatz sprach sie indessen nicht laut aus. Der Herr Professor wurde eifrig: „Weshalb sollte das nicht gehen? Sie nehmen eine Handarbeit mit oder ein Buch. Uebrigens habe auch ich Bücher genug. Sie können bei mir lesen, was sie nur wollen.“ — „Aber ich würde Sie ja belästigen und stören, Herr Professor.“ Wieder sah er ihr in die Schelmenaugen, mit einem Blicke, aus dem ferne Jugendzeit, wie aus einem Spiegel das Heute grüßte. „Mich stören? Ich werde im Garten herumarbeiten, wie sonst, und werde mich freuen, wenn Fräulein Erika mir zusieht. Ich werde mich nicht stören lassen und“, er sprach leiser „was man lieb hat, das stört einen nicht“.

Sinnend senkte Erika das Köpfchen. Der Herr Professor aber wies zu der Bank, an des Gartens oberstem Ende, hart an des Waldes Saum gestellt: „Dorthin will ich Sie führen, Fräulein. Dort ist mein Lieblingsplatz. Wenn ich von dort droben hineinsinne in das weite Land, dann ist es mir, als träume ich mein Leben, das auch schon hineingebreitet ist in die Ferne; das vor mir liegt, wie ein weites Land. Dann kommt in solchen Stunden Gott vom Himmel herab und wandelt auf den Fluren, die wir Menschen durchschreiten, und in seinem Dahinwandeln segnet er alles Geschehen und nichts ist mehr zwecklos und nichts ist mehr unerträglich. Alle Ereignisse finden Zusammenhänge zu einander und müssen sein, so, wie sie sind. Sie sind groß in ihrer ewigen Notwendigkeit; sie sind geheiligt durch die segnende Gebärde des wandelnden Gottes.“

Der Herr Professor hatte vergessen, daß er zu einem jungen Geschöpflein sprach. Zurückgeneigten

Hauptes stand er da, den Blick in die Ferne gerichtet, und redete mit seiner eigenen Seele. Das Mädchen neben ihm lauschte und leise ward es überschauert von der Ahnung jenes tiefen Glückes, das nur die Tagfernen finden, nur die Einsamen.

„Und am Abend," fuhr der Herr Professor fort, „am Abend, wenn die Dämmerung vorüber ist, dann reden die Sterne! Diese stumme, große, unvergängliche Sprache!" Und da ihm die dunklen Sterne zweier Mädchenaugen andächtig auf die Lippen sahen, entsann er sich dessen, daß er nicht allein war mit seinen Blumen, mit seinen Bäumen und mit seinem Herrgott. Einigermaßen verlegen fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und lächelte Erika zu: „Möchten Sie nicht einmal am Abend, von jener Bank aus, die Sterne sehen?" Und der Uebermut haschte nach ihm; schalkhaft meinte er: „Sie können von dort aus prächtig die Sternbilder beobachten. Sie kennen ja doch sicher alle Sternbilder." Unsicher, ob er einen Scherz mit ihr treibe oder ob er es ernst meine, blickte ihn Erika forschend an. Ein wenig zaghaft erklärte sie: „Ich kenne schon die zwei Sternbilder." Der Professor biß sich auf die Lippen; aber es belustigte ihn nun, das hübsche Blümchen als Astronomin in die Enge zu treiben. „Wirklich Fräulein? Sie kennen die zwei Sternbilder? Welche meinen Sie wohl?" Und behende, wie eine Schülerin, die ihre Aufgabe gut gelernt hat, gab Erika Antwort: „Der große Bär und die Krone". „So, so," der Herr Professor wiegte in drolligem Ernste das Haupt. „So, so! Ist das alles? Und die übrigen?" — „Welche übrigen?" Fräulein Erika fragte es so lustig, daß ihr Gastgeber angesteckt ward durch ihre Heiterkeit.

„Welche übrigen? Nun die übrigen Sternbilder?" Erstaunt sahen ihn die Braunaugen an: „Ja, gibt es denn noch mehr?" — „Ich glaube schon," mutmaßte der Herr Professor. Da schlug das hübsche Mädchen übermütig die Hände zusammen: „Je! Ich habe gedacht, die andern kugeln nur so kunterbunt durcheinander." Schallend lachte der Herr Professor auf. Dann sah er das Mädchen an; beinahe mißtrauisch: „Fräulein, ist das wirklich Ihr Ernst?" — „Was, bitte?" Erika wußte wirklich nicht, was der alte Herr wollte.

„Nun, ich meine, ob Sie wirklich dachten, daß die Sterne regellos, wie rollende Erbsen . . . ." Er vollendete den Satz nicht. Gleich darauf hub er wieder an: „Ernsthaft, Fräulein, spricht denn Ihr Verlobter nie mit Ihnen über solche Dinge?" Nun grollte das Blümlein ganz heimlich dem alten Herrn. Was brauchte er sie ständig zu belehren? Dazu war sie nicht in seinen Garten gekommen. Beinahe schnippisch klang es, als sie Antwort gab: „Gott, wir haben immer so viel zu reden, daß wir nicht für alles Zeit haben. Wir können doch nicht die ganze Schöpfung vom ersten bis zum letzten Tage durchsprechen." — „Ei! Ei!" dachte der Herr Professor, „die Sache wird kritisch." Er lenkte ein. „Sicher! Einem Brautpaare wird die Zeit immer zu kurz. Aber was, seien Sie mir nicht böse, was, zum Beispiel, reden Sie mit Ihrem Verlobten am liebsten?" — „Sie sind aber neugierig, Herr Professor! Aber wenn Sie es schon wissen wollen: von unserem zukünftigen Nest und wie wir uns alles einrichten wollen. Und Helmut erzählt mir auch von seinen Studien und oft reden wir auch gar nichts; Helmut lernt und ich sitze daneben und

nähe oder sticke." Und, wie entschuldigend, fügte sie hinzu: „Ich bin ihm halt gerade so recht, wie ich bin." — „Das glaube ich ihm gerne!" Lebhaft gab der Herr Professor die Versicherung und ein drittesmal führte er die kleine Hand an seine Lippen. Dann bot er Erika den Arm: „Der Weg ist hier steil, darf ich Sie führen?" Sie legte ihr Händchen auf seinen Arm, zaghaft und mit der leichten Anmut ihres Wesens. So stiegen sie langsam empor, zu der Bank am Waldesrande ....

Aus des Hauses Erdgeschoß sah durch das vergitterte Fenster der Küche die alte Hanni ihren Herrn, wie er zart und fürsorglich das junge Wesen bergwärts führte.

Die Alte schüttelte den Kopf und wunderte sich; so etwas hatte sie bei ihrem Herrn noch nie gesehen. „Ist nicht gut," murmelte sie vor sich hin. „Ist nicht gut! Hat keinen Sinn und stört den Frieden."

Und noch zwei Augen folgten dem Paare. Diese beiden Augen glühten und hätten mögen Krallen besitzen, den alten Herrn zu packen und von dem rosa Blümlein hinwegzuzerren ..... Droben auf der Bergwiese, ehe der Wald anhub, lag Helmut im duftenden Heidekraut, die Seele aufgepeitscht durch des Nordlandbarden Ossian gewaltige Liederbrandung. Und da er das Haupt erhoben hatte, durch Heideblumen hindurch, über steirische Wiesenschönheit hin, den Berg Cromla zu sehen und Fingal, den lichten Helden, schüttelnd sein Schlachtschild und machtvoll den Feinden begegnend — da sah er es rosa aufschimmern, drunten im Garten des freundlichen Herrn Professor ....

Aufsprang der Mann; die Fäuste in die Seiten gestemmt, starrte er hinab zu den beiden, die

langsam den Gartenweg emporgewandelt kamen, wie zwei unendlich Friedliche im Garten der ewigen Seligkeit.

Heiß schoß dem Burschen das Blut an die Schläfen, aber er blieb stehen, festgewurzelt, wie ein Baum und sein Blick verfolgte das friedliche Paar, bis es droben ankam, an der Bank. Er sah, wie sich die beiden droben niederließen, an dem geruhsamen, weltentrückten Platze; wie Erika sich ein wenig vorbeugte, einen Strauß blühender Rosen in den Händen haltend und hinaussinnend in das weite Land, das vor ihr ausgebreitet lag, wie eine reiche, schön geschmückte Tafel. Und der spähende Bursche, dem ein wilder Zorn durch alle Fibern raste, sah drüben, neben dem Mädchen, das hergehörte, her auf die Bergwiese, her zu ihm, den alten Herrn, wie er den Arm auf die Banklehne stützte und sein Haupt dem Mädchen zuwandte, als sauge er die Schönheit dieses jungen Menschenblühens in seine Seele, wie die Gnade eines hellen Sommertages. Es war Andacht in dieser Haltung des alten Herrn. Es war eine ergreifende Freude an Gottes Schöpferkraft.

Der junge Brausekopf auf der Bergwiese aber sah nur eines in dem Bilde, darin die Menschheit in ihrem ahnenden und in ihrem wissenden Träumen so wundersam zum Ausdrucke kam. Der junge Stürmer dort droben sah nur das eine: Drüben ist mein Mädchen! Und wo führt der schnellste Weg von Tor zu Bank.

Helmut stand, die Brauen dicht zu einandergezogen; sein Blick suchte den Weg, der hinanführen mochte von des Gartens tiefgelegenem Tore zu der talentfernten Bank ...

Dann stampfte er mit dem Fuße. „Was Tor? Was Weg?" Er bückte sich in das Gras, riß

raschen Griffes das offene Buch an sich, klappte es zu, so laut und stürmisch, daß es war, als seien Ossians Helden sämtlich wach geworden aus dem Schlafe ihrer wortumschlossenen Gefangenschaft, als stürmten sie nun mit dem Trotzigen über den Wiesenhang hin, der viel zu fernen Braut entgegen. Mit wenigen jagenden Sprüngen hatte der lange, sehnige Mensch den Zaun erreicht, an des Gartens oberstem Ende. Mit einem flinken Satze war er drüben ...

Der alte Herr aber blickte noch immer schweigend auf Erika und auch das Mädchen schwieg. Sie mochte es fühlen, daß sich hier eine Stunde einschob, in das Geschehen von gestern und heute, eine Stunde, die mehr war, als bloß eine Stunde. Das Einst war da, war so nahe, wie es noch nie gekommen war, in all den Jahren, seit frühester Jugend. Der Herr Professor wußte nun ganz genau, daß jene unvergessene Eine braunes Ringelhaar gehabt hatte, ebenso wie Erika, und er sah braune Augen vor sich aufblitzen, vielliebste, sonnendurchfunkelte Schelmenaugen, und so viel Jugend war in des Herrn Professors Seele, als wäre all das nicht gewesen, was sich aufgebäumt hatte an Mißlichkeiten und Leid zwischen jenes Einst und dieses Heute. Das friedsame Tal dieser Stunde und der verwehten Ferne blumendurchnicktes Gefild. Gold lag über beiden gebreitet, helles, glückdurchflimmertes Sonnengold. Und nur innige Sehnsucht überkam den alten Herrn, dieses rosige Kind neben sich wissen zu können, oft, recht oft; denn dieses Kind war das Märchen, es war das neuerweckte Glück. Und er hätte mögen ein Kränzlein flechten, aus des Gartens lieblichsten Blüten, es dem jungen Geschöpfe auf das Haupt zu legen. Er hätte mögen einen Mantel weben,

aus des Waldes geheimnisvollstem Dämmerglanze, sein Märchen darein zu hüllen, auf daß es gefeit sei vor des Tages grellem Lärme, auf daß es allzeit umflossen werde von dem unnennbaren Zauber seiner weltentrückten Lieblichkeit.

Leise und behutsam griff er nach des Mädchens Hand, aber er führte sie nun nicht an die Lippen, er strich behutsam darüber hin, mit seinen weißen, stillen Fingern, die es schon lange erlernt hatten, ruhig zu bleiben, auch in Stunden beglückender Schöne. Und das Mädchen hob die Augen zu dem Blicke des alten Herrn und es war, als verstünde es der milden Augen tiefe, klare Freude. Menschen, die voll Werkkraft sind und voll Lebensbereitschaft; wie oft mißdeuten sie des Nächsten Blick und Wort. Kinder aber erraten den Herrgott in der Menschen Seelen, denn sie sind dem Himmel noch näher als die Erwachsenen in des Lebens Mittag. In ihren reinen Herzen trillern noch die Lerchen, die den Morgen grüßen .... Und Erikas zarte Füßchen waren noch feucht von Morgentau; sie kam soeben erst aus dem Kinderlande.

Des alten Herrn Seele war ganz Traum, ganz Weltentrücktheit. Seine Lippen flüsterten vor sich hin; unhörbar, nur seinem inneren Ohre vernehmlich. Aber er sah das Fragen in Erikas Augen und sein Flüstern ward Wort und es drang zu ihr: „Wie schön ist es, wenn die Rosen blühen ....“

„Namentlich, wenn man sie in fremden Gärten pflückt!“ Auffuhr der alte Herr; aufzuckte das Mädchen. Hochaufgerichtet stand Helmut vor der Bank. Sein Blick drohte dem Mädchen, sein Auge flammte auf in wildestem Hasse wider den alten Herrn.

Erika sprang empor: „Helmut, wie kommst du her?“ Der Student lachte: „Das könnte auch ich dich fragen.“ Der alte Herr war zur Wirklichkeit erwacht. Ein feines Lächeln umhuschte seinen Mund; eigentlich paßte das wundervoll in seinen Jugendtraum: dieser flammende Bursch, der dastand, neben dem Mädchen, wie ein rächender Gott. Helmut hatte das feine, heimliche Lächeln bemerkt. Einen Schritt näher kam er an den Herrn Professor: „Ich frage Sie nicht, mein Herr, wieso meine Braut in Ihren Garten kommt, das will ich von ihr selbst erfahren. Sie wird mir auch selbst Rede zu stehen haben, wieso Sie es wagen dürfen, ihre Hand zu halten. Weshalb Sie mich aber noch verhöhnen, weil ich die Ehre meiner Braut beschütze, das möchte ich wissen und darauf sind Sie mir Antwort schuldig.“ — „Aber Helmut!“ wollte Erika beschwichtigen. Der junge Mann indessen legte den Arm um die Schulter des Mädchens und riß es so heftig an sich, daß Erika neben ihm stand, wie ein scheues Vöglein.

Der Herr Professor sah dem jungen Manne in die Augen, tief und fest und so eine Gewalt hatte der milde Strahl dieses leidgeklärten Blickes, daß die lohenden Flammen neben dem verschüchterten Vögelchen zu verglimmen anhuben. Ein wenig unruhig hob Helmut den Kopf; in einem Trotze, der mehr gewollt klang, als echt, fragte er: „Ich bitte, Herr Professor, weshalb reden Sie nicht?“

Immer noch schwieg der alte Herr und es war eine starke Kraft in seinem Schweigen. Sie zerbrach des jungen Stürmers Schwert. Beinahe bittend klang es, da er nun sprach: „Wollen Sie mir nicht sagen, Herr Professor, weshalb Sie vorhin lachten?“

Nun neigte der alte Herr das Haupt, ganz wenig, als wolle er sagen: „Nun sollst du Antwort haben.“ Und er redete: „Sie nennen es Lachen? Und es war doch nur Freude. Ich freute mich an der schönen Jugend, die vor mir erwacht war, wie ein Bild aus weiter Ferne; die holde Knospe, die sich eben erschließt und die frische trotzige Kraft, die eine Welt durchstürmt. So soll es sein; nur wo grenzenlose Sehnsucht ist nach dem Schönsten und Heiligsten und grenzenloser Mut, der weder Zaun noch Schranken kennt, nur dort kann auch die Tat sich aufrecken, bis nahe an die Grenzen des Unerreichbaren.“

Er wandte sich an Helmut, wie ein Großvater redet, wenn er den Enkel mahnt: „Sie sind ein wenig toll hereingestürmt. Ich will nicht fragen, wo der Weg ging, den Sie genommen haben; durch das Tor wird er wohl kaum geführt haben, sonst hätte ich Sie kommen sehen. Aber Sie kamen als Mann und darum bin ich als Mann die Antwort schuldig. Sie scheinen von irgendwo beobachtet zu haben, daß das Fräulein neben mir altem Träumer auf dieser Bank gesessen ist. Falls Sie meine kleinen Ritterdienste gesehen und mißdeutet haben, so wollen Sie, bitte, in Betracht ziehen, daß ich aus einer Zeit stamme, wo man in einer Frau, namentlich in einer so anmutigen, wie Ihre Braut es ist, eine Art höheren Wesens sah und ihr freudigen Herzens diente. Und was man gerne getan hat, da man jung war, das ist einem auch im Alter noch eine liebe Pflicht. Und wenn ich mir erlaubte, Fräulein Erikas Händchen zu halten, so werden Sie mich wohl erst dann völlig verstehen, bis Sie ein halbes Jahrhundert älter geworden sind.“

Stumm stand das junge Paar vor dem alten Manne, der nun vortrat und seine Rechte auf Helmuts Arm legte. „Junger Mann, wenn wir Menschen genug lange leben, so kann es geschehen, daß eine Stunde für uns kommt, wo wir fühlen, wie der Kreis sich schließt. Dann blühen die Rosen unserer Jugend noch einmal auf. Freilich sind es die Blüten eines neuen Geschlechtes, aber sie gleichen den unsrigen so sehr, daß wir vermeinen, im Garten unserer eigenen Jugend zu wandeln. Dann mag geschehen, wie mir eben heute geschehen ist, daß wir das Märchen neben uns in tiefster Seele anflehen: Bleibe bei mir; laß mir deine Hand nur einen Augenblick noch! Du bist vielleicht des süßen Lichtes allerletzter, schönster Strahl, und wenn du schwindest, dann kommt die Dunkelheit!“

Fragend und groß staunten die braunen Augen des Mädchens. Der Mann an ihrer Seite senkte das Haupt; tiefes Sinnen furchte seine Stirne. Dann bot er mit jähem Entschlusse dem alten Herrn die Hand: „Bitte, entschuldigen Sie meinen Ungestüm. So wie Sie hat noch niemand zu mir gesprochen. Ich schäme mich jetzt vor Ihnen.“

Herzlich drückte der Herr Professor die dargebotene Rechte: „Schämen? Was Sie taten ist keine Schande. Ein rechter Mann muß kämpfen für das Weib, das er liebt. Sie haben mein Wollen verkannt und haben darum so gehandelt, wie Ihr Rechtsgefühl es heischte.“ Er wandte sich an Erika: „Ich wünsche Ihnen Glück, Fräulein, zu Ihrem zukünftigen Gatten. Möchten Sie beide immerdar so Ihren Lebensweg wandern, wie Sie jetzt vor mir stehen, einer gestützt an den anderen, im Bewußtsein starker, gegenseitiger Liebe.“

Stumm war es um die drei Menschen, wie es um uns stumm ist, wenn ein neues Erkennen die Seelen umwogt. . . .

Dann hub der Herr Professor nochmals an: „Geht jetzt, Kinder! Geht zurück zu den Menschen! Vielleicht sehen wir uns manchmal drunten im Ort; ich kann Sie beide aber nicht bitten heraufzukommen. Sie beide gehören der Welt und ich bin versponnen in meine Einsamkeit. Das taugt nicht zusammen. Ich danke Ihnen für die heutige Stunde. Ich will sie als Erinnerung bewahren. Und Sie beide, wenn Sie wieder im Lande der Vielen weilen und wirken, Sie beide denken vielleicht auch manchmal an den alten Sonderling, und Sie grollen ihm nicht. . . .“

Er reichte beiden die Hand und wandte sich dann ab, so rasch und so deutlich weisend: „Geht jetzt“, daß das junge Paar nur noch einen leisen, schüchternen Gruß wagte und anhub, den Gartenweg talab zu schreiten.

Der Herr Professor stand und sah ihnen nach. Arm in Arm schritten die beiden und ihre Köpfe waren gesenkt. Es schien, als schwiegen beide, als fänden sie noch kein Wort aus dem Ueberschäumen des Erlebnisses dieser letzten Viertelstunde. „Sie werden sich schon finden“, nickte der Herr Professor vor sich hin: „Jungwald neigt sich tiefer, wenn einmal der Sturm darüberstreicht; er steht aber umso kräftiger wieder auf.“

Der Herr Professor schritt langsam dem Hause zu. Als er auf die Veranda an die Brüstung trat, schloß sich drunten eben das Gartentor hinter den beiden Hinausgetretenen. . . .

Der Herr Professor wandte sich zu dem Tische, darauf noch das Schachspiel stand, mit

seinen toll durcheinandergewirbelten Figuren, in der planlosen Unordnung, die entstanden war, aus des weißen Königs Hinträumen nach der schwarzen Königin.

„Kinderei", grollte der Herr Professor, strich mit seiner weißen Hand die Figuren vom Brette und stellte sie so auf, wie sie gestanden waren, ehe er den verwirrenden Zug getan.

Dann ließ er sich an dem Tische nieder und spielte die Partie zu Ende, wie sie im Buche stand, und er spielte mit stiller, genießender Freude an Zug und Gegenzug.

Die alte Mühle.

Ich weiß eine alte Mühle
Tief zwischen Moos und Stein.
Dort lugt durch dichte Tannen
Ein Stücklein Himmel herein.

Dort springt vom steilen Hange
Ein kleiner, rascher Bach;
Das hält die alten Stämme,
Die flechtenweißen, wach.

Nur ist, was sie nun raunen,
Schon längst verweht und weit ...
Ich weiß eine alte Mühle;
Dort ruht die Zeit.

Weiße Rosen.

Ich spähte zum Klosterfenster empor.
Dort lugte ein bärtiges Haupt hervor,
eine braune Kutte und eine Hand.
Der Mönch, der droben im Fenster stand
stützte ein Buch und las daraus.
Im Fenster bei ihm stand ein Blumenstrauß.
Weiße Rosen wiegten sich schwer,
müde im Winde hin und her. —
Auf sah der Mönch von dem Buche und sann. —
Was sich ihm wohl durch die Seele spann?
Wandert sein Denken durch fernste Zeit?
Sucht er das Wunder der Ewigkeit,
oder — duften die Rosen so sehr?
Wird ihm das grübelnde Sinnen zu schwer?
Weiße Rosen! — Sie schimmen so licht;
Kennen das heimliche Glühen nicht.
Hat dem Mönche noch nie die Pracht
lodernder Rosen entgegengelacht?
Träumt in ummauerter Klosterflur
diese still schimmernde Blüte nur?
Weiße Rosen?

Die Freunde.

„Auferstehung!“ jauchzten die Glocken, „Auferstehung!“ „Auferstehung!“ jubelte die Erde und alles auf den weiten, knospenden Wiesen, und alles in den frohen, winterentronnenen Wäldern, und alles in den hellen, fröhlichen, fließenden Bächen, und der Himmel über dem weiten, lebendurchatmeten Tale: alles, alles verkündete: „Auferstehung!“ Alles, alles sang das unendliche Lied vom nimmervergehenden Leben ...

Nur das eine Fenster freute sich nicht. Nur das eine Fenster hielt die Laden geschlossen und ließ den Tag sich nicht spiegeln in seiner Scheiben sonnigen Helle. Es verschloß sich vor der Freude und blieb stumm in dem Weiheliede an das erwachende, junge, niemals zu Ende gelebte Leben.

Die Schwalbe wunderte sich. Sie war erst heute angekommen, heute Morgen, nach langem Fluge vom Süden her. Sie staunte dem geschlossenen Fenster entgegen. Sie wußte von früher her, wie sehr sie immer begrüßt worden war, gerade aus jenem Fenster. Wie selig hatten ihr von dorther zwei Augen zugestrahlt: „Ich bin, wie du, kleine Schwalbe. Die Wände des Zimmers engen mich ein. Ich brauche den Wald und des Sommers freie, fröhliche Weite“ ... Wo blieben heute die Augen? Die schönen, blauen, seelendurchleuchteten Augen? Weshalb blieb das Fenster geschlossen?

Die Schwalbe fragte den Star. Er war schon länger hier. Der Star senkte das Köpfchen: „Heute ersteht uns die Freude und heute will ich nicht trauern. Frage den Turm; er weiß es noch besser, als ich.“

Der Turm stand nahe dem Fenster. Auch er kannte die Augen, die blauen, sinnenden Augen; sie hatten oft emporgeblickt, an des Turmes Uhr die Zeiger zu sehen, der Stunden Flucht zu bemessen. „Was weißt du?“ drängte die Schwalbe. Der Turm wußte viel. Er erzählte der Schwalbe, wie der Mann mit den blauen, leuchtenden Augen, nicht mehr am Fenster erschienen sei, wie er nur den Kopf gewendet habe, müde, auf des Krankenlagers Pfühl, hin nach dem Fenster, hin nach dem Leben.

Aber ein Tag war gekommen, ein heiter umschimmerter Tag. Der Genesende trat an das Fenster. Auf dem Tische, in seinem Zimmer, standen kleine Frühlingsblumen in einem Glase und Zweige aus dem Walde waren ihm gebracht worden, dunkle Zweige der Kiefer, seines Lieblingsbaumes. Leise hatte er mit bleicher Hand über die Zweige gestreift; er hatte die zarten Blümlein herangehoben, nahe an sein Auge; dann war er an das Fenster getreten. In seinen ernsten Augen strahlte die Freude. „Das Leben hat mich wieder“, sang es in seiner Seele. Alles, was ihm nahte, ward erquickt von seiner werkbereiten Arbeitsfreude; alles, was ihm nahte fühlte mit ihm, wie ihn des Lebens Kraft durchrieselte, aus tausend Quellen neues Wollen in seine Seele strömend.

„Und weiter?“ fragte die Schwalbe; aber der Turm wollte nicht mehr reden. Er schwieg.

„Frage die Luft“, sagte der Zeiger an der großen Uhr und rückte weiter, der nächsten Minute

zu. „Frage die Luft; frage die Bäume; frage den Weg bis zu dem Garten auf der Berghöhe. Alles ist umsponnen und erfüllt von seiner Liebe. Alles weiß, wie ihm geschehen ist. Ich habe keine Zeit zu plaudern; ich muß eilen. Die Ewigkeit steht nicht still; sie wirkt fort an dem Gewebe ihres Geschehens. Faden nach Faden spannt sie zur Kette und jagt das Weberschiff, die menschliche Seele, hindurch durch diese Kette alles Seins. Und geht des Schiffchens Faden aus, ein neuer wird daran geknüpft. Dem Gewebe der Unendlichkeit merkt man es nicht an, daß ein Faden riß ... Frage die Luft. Frage das Tal ...“

Und der Zeiger rückte zur nächsten Minute.

Tief neigten sich die vorspringenden Dächer an den Bauten um den hellen Kirchplatz. Zwischen ihren kleinen, blinkenden, blumenumnickten Fenstern ließen sie die Straße hindurch ziehen. Gleich hinter dem Kirchplatze gabelte sich der Weg; in das Tal hinab sank einer seiner Aeste; auf den Hügel hinauf kletterte der andere. Steine lagen da; harte, umbarmherzige Steine. „Sein müder Fuß ist an uns gestrauchelt“, murmelten die Steine und beinahe war ein Bedauern vernehmlich aus der Härte ihres Tones. „Wo ging er hin?“ fragte die Schwalbe. „Auf meinem knospenden Teppich schritt er,“ sagte das Gras, „den kleinen Straßengraben übersetzte er und wandte sich hügelwärts.“

„Er nickte uns zu“, lispelten die zarten, niedlichen Frühlingsblümlein. Ein kleiner Bach tummelte sich talzu. Ein Brett überspannte ihn als Brücke. Die Weide am Bachrande nickte der Schwalbe zu: „Du weißt, wie das Brett sonst schauckelt, den Schreitenden neckend; aber als er darüber ging, der mühsam Genesende, da hat es still-

gehalten — ganz still." — „Und er? Was hat er getan?" Alles wollte die Schwalbe erfahren. Sie liebte den Freund, den sie immer ersehnt hatte, der ihr jedes Jahr herzlichen Willkomm geboten. . . .

In leichter Steigung wand sich der Wiesenpfad aufwärts.

„Langsam habe ich ihn emporgetragen", sprach er zur Schwalbe. Weit tat sich das Tal auf. Fernher grüßten die Bergwälder. Die hohe Alm hob ihr ernstes Haupt in des Lenzes junges, jubelndes Leuchten. . . .

Hoch und schlank stand eine Birke und grüßte hinüber zur Alm und winkte hinab zu dem Kirchturme in dem kleinen, hellen, sonnenumsponnenen Orte. Ihre zarten, grünen Schleier wehten leicht und lieblich um ihres geschmeidigen Wuchses schimmernde Weiße. „Du!" Sie rief die Schwalbe an sich und umfing sie mit ihren wehenden Schleiern und mit einemmale mußte die Schwalbe nicht mehr fragen. Sie wußte alles, als habe sie es miterlebt. Geneigten Köpfchens träumte sie hinab und in ihrem Traume sah sie, wie alles geschah. . . .

Da ging der Mann. Hoch, breitschultrig, von der Krankheit nur wenig gebeugt. Einen weichen, großkrempigen Hut trug er auf dem Haupte, lose flatterte sein Mantel im Märzwinde, seine Hand stützte sich auf den Stock. Tief aufatmend hielt er einen Augenblick Rast; seine Augen suchten das Tal und die Berge. Von den Bergen her jagte der Märzwind, übermütig, toll, in frischer, ungebändigter Kraft. „Halte inne!" flehte die Birke und der Wald, droben am Hügelhange, schickte seine ersten Vorposten bis nahe an die Birke heran: „Sei nicht so wild!"

mahnte er den Wind. Der Wind aber jauchzte lachend über den Wald hinweg: „Ich bin vom Berge! Nur stärkste Stärke kann die Berge türmen! Bei uns droben, auf den freien Höhen, sind andere Gesetze als drunten in eurem verweichlichten Tale. Was morsch ist, das muß brechen! Nur was uns trotzt, das hat ein Recht zu leben!"

„Doch sieh' den Kranken! Schone seiner Kraft!" so wollte der Wald schützen. Der Sturm aber pfiff: „Hei! Hat er nicht oft genug wider mich getrotzt? Hat er nicht mein Brausen empfangen, mit ausgebreiteten Armen; sich wider mich gestemmt, wo immer er mich traf? ‚Das Leben ist Kampf'! so war sein Wort. Wie mag er untreu werden seinem Worte?" Entgegen stürmte er dem langsam schreitenden Manne. In dem Manne erwachte Kampflust. Die Augen leuchteten ihm und er bahnte sich seinen Weg durch den lachenden Sturm..... Gütig umfing ihn der Sonne warmer, sorgender Strahl; schützend schob sich der Wald zwischen ihn und die Alm. Höhnend überflog der Wind des Waldes Wipfel. Dem Walde war der Wind gram. Der Wald schützte drunten an seinen tiefsten, versteckteften Stellen immer noch letzte Reste von Schnee und Winter. Der Wald konnte es dem Winter nicht vergessen, daß er den Königsmantel einer glitzernden Pracht gebreitet hatte über der Nadelbäume dunkles, wetterbeständiges Kleid. Der Wald mußte daran denken, wie seiner Bäume Zweige märchenschön gewesen waren unter den Diademen, aus des Rauhreifs funkelnden Demanten. In des Waldes Seele hallte es noch nach von zierlicher Rehe zaghaften Schrittchen, dahinhuschend unter weißumbrämten Baumarmen und dunkler Raben blau

schimmerndes Gefieder schattete herab auf des Waldes Winterpracht, gleich dunklen Mären aus Urvätertagen. Der Wald liebte die Vergangenheit; abertausend Geheimnisse verwehter Zeiten umhütete er mit seiner Zweige märchenverratendem Schweigen . . . .

Der Wald neigte sich dem Genesenden entgegen. Er winkte ihn an sich heran und frohen Auges forschte der Gegrüßte in dem golddurchwirkten Grün. Langsam stieg er an. Dort droben lachte ihm schon sein Garten entgegen, sein lenzbereiter Garten, mit den musterhaft gepflegten Reihen edler Reben, droben auf der Sonnenleite.

Da drunten war des Nachbars Keller und Obstpresse und dort droben, neben dem Walde, stand sein eigener Kellerbau mit dem gezimmerten Vorraume, mit dem kühlen Einlagerungsplatz für die gutgehaltenen Fässer auf den starken Lagerbalken und über diesem Keller das ziegelgedeckte Häuschen über der Obstpresse. Und die Obstpresse selbst, dieser Aufbewahrungsort vielfältigster Werkzeuge, einer buntesten Anzahl aller möglichen Gegenstände, wie sie des einsamen Gärtners Hand durch Zufall und Absicht hier angesammelt hatte! Wie das alles den Kommenden grüßte! Eine Quelle plätscherte nahe dem Baue. Sie war eingefangen worden und ein Schöpfer lag daneben; ein hölzernes Tönnchen an langer Stange. Tief neigte sich der Erlenzweig über den Schöpfer: „Mache dich nicht bemerkbar! Er kann dich heute nicht heben! Deine Stange ist zu schwer!“ Da durchzuckte es das Gerät wie stumme Trauer. Hatte er sich nicht oft genug in des heranschreitenden Mannes Hand gefühlt, fröhlich geschwungen, in sicherer Kraft? Und er lag ganz ruhig und regte sich nicht und der Kommende schritt an ihm vorüber,

ohne ihn zu beachten. Am Rande des Gartens, vor den Rebenreihen, stand ein Birnbaum. Seine knospenden Aeste breiteten sich über Tisch und Bank und Tisch und Bank standen auch, gleichsam in eine kleine Laube aneinandergedrängt, in einer Rebenumrahmung, mitten im Garten.

Wundervoll mußte es sein, wenn sich im Sommer die Blätter der Weinreben groß und kühlend um den Ruheplatz spannten, den Sonnenpfeilen wehrend und zwischen ihren grünen Schirmen dennoch Fernblick lassend, weit hinaus in das grüne, fröhliche Tal und ferne hinan, zu den umgrenzenden Bergen. Wenn dann der Wald rauschte und Wolkenberge, sich übereinandertürmend, dahinzogen, auf dem Grunde eines unermeßlich blauen Glanzes; wenn manchmal Menschenstimmen heraufklangen oder drunten im Tale, über die Schienen hin, der rollende Zug sein Reiselied pfiff; wenn ein ganz leises Flüstern war in den Weinblättern, ein heimlichstes Fragen um geheimste Dinge der sinnenden und sehnenden Seele: wie konnte diese Seele in solchen lärmfernen, gotterfüllten Stunden verschweben in unendliche Unendlichkeit! Wie konnte sie sich finden, ihr eigen Selbst erkennen, hinabwühlen in ihrer eigenen Tiefe allertiefsten Grund! Wie waren solche Stunden menschenfernen Alleinseins dem einsamen Gärtner ein stummer, herzinniger Jubel und gleichermaßen ein Gebet!

Jetzt war der März im Lande. Kleine Veilchen spähten hervor unter dunklen Blättern, ganz verkrochen in altes Laubwerk. Gelbe Primeln hielten ihre Blütensternchen der Sonne entgegen und der Krokus kredenzte Lenzluft in seinen violetten Kelchen.

Aber die Weinreben, in den stramm geordneten Reihen, trugen noch keine sonneverwehrenden

Blätter. Ihr Saft schoß machtvoll zu den Augen hin, neu zu bilden, kräftiger zu schaffen, was des Gärtners Hand mit strenger Schere dem Weiterwuchse entzogen hatte. Und die Bäume hatten noch keine plaudernden Blätter; winzig und ein wenig ängstlich drängte es sich grün aus dem glänzenden Dunkel des Astwerkes und neugierig, wie schelmische Kinderköpfchen, spähte es verstohlen aus engwerdenden Knospendecken: zart rosa und wundersam weiß. Ein Werberuf des jungen, neuerstarkten Lebens, unsagbar lieblich und berückend hold! Hämmernde Herzen gaben Antwort auf diesen Werberuf; jauchzende Pulse sangen das unendliche Lied von Lenz und Leben. . . .

Der einsame Mann, der mühsam schreitende, war bis in seinen Weingarten hereingekommen. Er war im Keller gewesen, hatte mit seiner gütigen Hand über die Dauben seiner Fässer hingestrichen, daß es war, als wolle er sie herzlich grüßen. Er hatte in dem Vorraume zu dem Keller ein Bündel Bast ergriffen und an eine andere Stelle gelegt, er hatte mit dem Fuße an dem Haufen ungelöschten Kalkes ein wenig herumgeschoben, hatte ein Trinkglas erfaßt, es betrachtet, wieder hingestellt; dann war er wieder ins Freie getreten und hatte den Keller verschlossen, mit dem ungefügen, großbärtigen Schlüssel, den man so seltsam, in umgekehrter Richtung, in dem Schlosse drehen mußte. . . .

Der Mann mußte sich noch einmal umwenden. Hatte eine Stimme aus dem Keller gerufen? Hielt ihn hier etwas fest? Er lauschte. Alles war still. Nur die Waldbäume rauschten leise und der Märzwind pfiff sein tolles Lied.

Der einsame Mann stieg hinan zu dem oberen Teile seines Kellergebäudes und öffnete den

Pressenraum. Auch hier war alles, wie er es verlassen hatte. Einige alte Hüte lagen umher, wie er sie bei seiner Tätigkeit im Garten gerne verwendete, mancherlei Gerät hatte seine werkfrohe Hand in diese und jene Ecke gelehnt, auf verschiedene Tragbalken gelegt.

Er griff nach einer Schaufel. Sie war ihm schwer; hart zog sie seine Hand hinab. Seltsam zuckte er zusammen bei der Schaufel schwerem Zug. . . . Er lehnte sie rasch in die Ecke und wandte sich der Türe zu. Wieder war es, als klänge etwas. War das Lachen? War das ein Lied? Ein lustiges Winzerlied in froher Erntezeit? Oder? War das etwas anderes? Enthuschte der Klang nicht um die Hausecke? Rief es nicht neckend seinen Namen? . . . Ein leichtes Lächeln umspielte des Mannes ernste Lippen; geisterte es hier an hellichtem Lenztage? „Gute Geister!“ mußte er denken, „helle, freundliche Geister! Was licht gewesen ist bisher in meinem Leben, hier hat es lichten, seligsten Glanz gewonnen. . . . Was dunkel gewesen ist und leiddurchwühlt, hier ward es befreit von Erdenqual und hat zu Gott gefunden“

Liebevoll umfing sein Blick den Keller, die Waldbäume, die Rebenreihen, die knospenden Obstbäume, das Gras zu seinen Füßen, der niedlichen Blümlein rührende Kinderaugen. . . . „Freunde! Meine Freunde! Hättet ihr mich vergessen, wenn . . .?“ Er mochte die Frage nicht zu Ende denken. Wildweh riß es an seinem Herzen. . . . Er liebte das Leben. Dieses große, tausendgestaltige, prachtvolle Leben! Mit allen Fasern seiner lohenden Seele hing er an diesem Leben, an diesem unerbittlichen, diesem grausamen, diesem alles überwältigenden Leben. . . .

Ein Taumel faßte ihn. Schwer stützte er sich auf seinen Stock. „Ihr Freunde! Wenn ich nicht mehr her zu euch ... Wenn ich dort ... dort, drunten, im Ort ... hinter der Kirche ... Wenn ich dort, tief unter eurem Blühen ... Tief drunten, umschlossen von schweren, sonnenlosen Erdschollen ... Ferne vom Licht! Ferne von den Blumen! Ohne das Rauschen des Waldes! Ohne das Jubilieren seliger Vogelstimmen! Ohne der Sterne goldene Schrift! ...“

Der einsame Mann hatte die Türe zu der Presse verschlossen und schritt nun zwischen den Rebenzeilen hin. Er neigte sich über die Reben, prüfte mit behutsamem Finger Keimen und Wuchs der Stöcke, richtete sich wieder zu voller Höhe auf und hielt die bleiche Hand an die heiße Stirne. Und über ihn hin pfiff der Märzwind; der junge, wilde, trotzig fordernde Wind. ...

Müde sank der Mann nieder auf die Bank, die mitten im Garten stand, im Sommer unter Weinblättern, jetzt frei die niedergeschnittenen Reben überragend, frei umjauchzt von dem tollen, lenzerzwingenden Wind.

Wie der einsame Mann sie liebte, diese Bank; wie es ihn immer wieder herzog, her an diesen Platz!

Umhüpfte an diesem Platze nicht seine Kindheit, sein Denken? Umsprang ihn nicht ein übermütiger Junge, seinen Namen tragend, ihm gleich in jedem Zuge? Er selbst! Als Knabe seine eigene Erinnerung durchtollend. Und später? Hatte hier nicht schon Lachen geklungen? Frischer Mädchenlippen helles Lachen? Und er sah sie wieder vor sich stehen, wie sie ausgesehen hatte, damals vor vielen Jahren. Ein blaues, schlichtes Gewand hatte sie getragen; einen Rechen hatte

sie geschultert, wie ein Soldat sein Gewehr. Wenn er aus der Stadt kam — er war schon Student gewesen, damals — hatte sie ihm von weitem entgegengelacht, war von der Feldarbeit weggelaufen und hatte ihm die Hand geboten, ihre feste, arbeitstüchtige Hand. Und Kornblumen hatte sie in ihr Haar gesteckt, seit sie wußte, daß er diese liebe Blüte gerne sah, in ihrem dunkelblonden Ringelhaar und aus ihren braunen Augen blitzte der Schalk, übermütig und herzbezwingend.

Was war aus ihr geworden? Wieso hatte er sie aus den Augen verlieren können? Sie und so viele andere, Männer und Frauen, die ihm begegnet waren in seinem weiten, wegereichen Leben.

Und da waren Wege ... ferne Wege ... ferne Gegenden, ferne, fremde Landschaften ... Das Meer ... hohe Wogenberge ... das Schiff konnte nicht landen. Es warf seine Menschenbürde in kleine Kähne und schickte die Geängstigten, über schwer rollende Wogen, hinüber an asiatischen Strand. ... Dann wieder Aegypten. Glühende Sonne, tiefer, menschenüberstäubender Sand. Gelber Wüstensand. Unheimlich, hoch und gewaltig ragend, die Pyramiden. Beduinen in weißen Mänteln. Schwarze, feurige Rosse. Und auf den Pyramiden viele Menschen. Reisende aus allerlei Ländern, kletternd und emporgehoben, von einer der mächtigen Stufen zur nächsten ...

Dann wieder Spanien ... Stiere, blutend in der Arena. Rote Tücher. Heißerregte Gesichter. Glühende Augen. Aehnlich glühend wie ... wo nur? Wo waren die Mienen so erregt gewesen von Leidenschaft? Monte Carlo. Die Spielsäle. Männer, die Geldhaufen gierig anstarrend, Frauen in reichen Gewändern, Armbänder hastig abstreifend, Ringe hinwerfend als

Spieleinsatz; die Lippen bleich, die Augen starr... Dort! Geld! Möglichkeiten! Gewinn! Geld! Und die Bankhalter, die Spielleiter, ruhig und sicher die goldenen Berge abstoßend, heranziehend. Und draußen, das Meer, mit seinen verschwiegenen Wellen; wenig begangene Wege in den Anlagen; einsame Bänke ... und manchmal ein kurzer, scharfer Knall ... manchmal ein Schlag in die Wellen ... War ein Mensch weniger? Fragten sie darnach, drinnen in den Sälen, in ihrer heißen Gier nach Geld ...?

... Und London. Die Themsebrücke. Die Westmünsterabtei herüberragend; der dunkle Tower. ... Und da vorne das große Gebäude? Die Frage an einen Begegnenden: „Sagen Sie mir, bitte, ist das das Somersethaus?" Darauf der Fremde: „Nenne mich du, Fremdling. Ich bin ein Quäker und ich sehe in dir meinen Bruder. Brüder aber nennen sich „du". Uebrigens will ich dir sagen: das dort ist das Somersethaus."

Und wieder: die Rauchsäule des Vesuv, sich in der Luft ausbreitend, wie die Krone einer Pinie. ... Wieder erweckter Tod, in den Straßen von Pompej. ... Knaben, mit heftigem Gebärdenspiel, in den Gassen von Neapel. Die appische Straße, mit ihrem Todesprunke die Campagna durchschneidend. ... Rom! Michelangelos Riesengestalten in der schier unermeßlichen Kuppel der gewaltigsten Kirche der Welt ... Die vatikanischen Stanzen und Raffaels Sieg der Linie. Die blendende Helle des Petersplatzes, edle Säulen ringsum, in der Mitte diese Helle durchstochen, von der spitzen Nadel des großen Obelisken. ...

Und wieder in einer anderen Stunde, der Markusturm, hineintauchend in das Silberfluten

des Meeres; leises Plätschern unter den Ruderschlägen venetianischer Gondoliere. ... Ueberhaupt dieses Italien! Seltsames Land, überwuchert von Blüten, belastet mit Tausenden von Quadern einer mächtigen Vergangenheit; überschattet von den Dunkelheiten wildester Leidenschaften; übergoldet von der Herrschaft gewaltiger Päpste. ... Immer noch Lorenzo des Prächtigen Geist wandelnd, zwischen den Zeugen eines unfaßbar neu gewesenen Erlebens; immer noch die Zeit der Mediceer, wie eine Fanfare schmetternd, aus der Ferne versunkener Jahrhunderte. ...

Paris ... Menschen, die vom Ruhme des Augenblickes leben; taumelnde Menschen, Champagnerkelche in den Händen; ihre Seelen selbst ein prickelnder, schäumender Champagner.

Und liebe, deutsche Landschaften; gewerbfleißige Städte; stolze arbeitsfrohe Männer; helle, blonde, deutsche Frauen. Ragende Male auf weithingesehenen Höhenzügen, wuchtig umwogt von germanischem Urvätergeiste. Wunderschöne deutsche Wälder, voll alter Sagen und voll süßer, seelenumwebender Märchen. ...

Märchen! Süße, selige Märchen! Welche Seele birgt keine Märchen? Aermste Seele, die kein Märchen kennt! Aber Märchen bedeuten Leid und Märchen bedeuten Entsagen. Aber sind Leid und Entsagen nur Schmerz? Ist nicht jedes Werden ein Zerbrechen des Gewesenen? Ist nicht jedes Zerbrechen ein leidvolles Verzichten auf das Sein? Ist das nicht ein Lebensentsagen? ...

Ueber den Tisch beugte sich der Sinnende und stützte den Kopf in die Hände. Warm und mild legte die Sonne ihre Hände auf sein Haupt; grausam pfiff der Märzwind über ihn. ...

Er aber, der Sinnende, vergrub sein Antlitz in den Händen. „Warum bin ich ein Einsamer? Warum habe ich nie stille stehen dürfen, wenn das Leben mir Glück entgegenhielt und innige Schönheit? Warum habe ich müssen hinwegsehen, wenn Blicke mir entgegenstrahlten, wenn es mich hinzog zu solchen Blicken, in tiefer, weher Sehnsucht? .... Warum war mir alles Holde eine Ferne, mir schon entschwebend, da es mich eben grüßte? .... Und dennoch war mein Leben so schön! Es war Tat! Es war Schaffen; es war ausgefüllt durch eines Mannes nie ermüdetes Wollen.... Was flieht mich jetzt die Kraft? Wieso ward ich krank und mußte dagegen ringen, daß ich nicht hindurchgestoßen werde, durch jenes letzte Tor, von dannen es keine Wiederkehr gibt? ... Was bin ich müde, da so viele lachende, werbende Lenzluft mich umknospt?" ... Leise rauschte der Wald. Es war anzuhören wie verhaltenes Weinen. Leise knarrten die Aeste der Bäume; es war zu vernehmen wie heimliches Stöhnen..... Aufschreckte es den Mann. Angstvoll suchten seine Augen die Dinge um sich, die Bäume, die Pflanzen: „Was soll das sein, ihr, meine Freunde? Klagt ihr um mich?" Klang es nicht als ob ein zitterndes „Ja" aufschluchzte aus Busch und Wald und Baumgeäst? .... „Um mich?" Wirr fuhr der Mann empor. „Um mich?!" Wieso um mich? Ich will ja leben! Ich will bei euch sein! Dieses letzte, schwerste Entsagen, Herr, nimm es von mir! Laß mir das Licht! Herrgott, laß mich leben!" ....

Wie war es stumm mit einemmale? Sachte senkte die Sonne ihr Leuchten; reglos standen die Bäume; selbst der Wind pfiff nicht mehr um des Mannes heiße, fiebernde Wange ....

„Was seid ihr stumm, ihr Freunde?" bebten seine Lippen. „Ich habe mir diesen Gang zu euch ertrotzt. Ich wollte euch begrüßen ...." Fragend blickte er ringsum. Er mußte sich an dem Tische halten, so sehr riß es, Antwort heischend, an seinem Herzen. „.... oder ....? Ihr, meine Freunde, sollte es .... ein .... Abschiedsgruß gewesen sein?" ....

Was war das? Neigten sich die Häupter der Bäume? Neigten sich die Köpflein der zarten Blumen? War es Täuschung? .... Oder? ... oder? ....

Bleich stand der Mann; seine Seele aber schrie: „Ich habe gefühlt wie die Kraft in mir wuchs und der Gang herauf zu meinen Reben, zu meinen Bäumen, dieser ganze liebe, tausendmal gegangene Weg war Erfüllung innigster Sehnsucht .... Und habe ich mich so hart getäuscht? War es nur Schein, daß ich gesunde? Und soll? .... Aber das kann ja nicht sein! Lenz soll kommen und ich ihn nicht sehen? Blumen sollen blühen und ich — —"

Nieder brach er auf die Bank; sein Haupt wühlte er in die geballten Fäuste: „Gott! Gott! Nimm diesen bittersten Kelch von mir hinweg! Laß mich leben! Was ist denn der Tag, wenn ich ihn nicht sehe? Ewigkeit! Ewigkeit! Entsetzliches, unbegreifbares Wort! Ewigkeit! Eingestürzte Kammern eines Menschenherzens; verwehtes Glück, verwehte Tat: — alles zerstäubt, alles vorbei und darüberhin immer wieder das Leben, immer neu das Lachen der Lebenden und Gläserklingen und die Freude und Werden und Blühen — unabsehbar — immer neu ... Ewigkeit! ...

Aber doch: Werden! Gott! Gnädiger Gott! Ist das dein Trost? Kein Versinken für immer?

Nur Umgestaltung zu anderer Form? Zerreißen letzter Hüllen! Freigabe aller Kraft zu neuem Erwachen, zu neuem Lenze!... Und die Seele? Alles Denken? Wohin? Wohin fand es den Weg?“ ... Stiller war der tolle Wind geworden; milder strich er, gütiger, über des Gebeugten Haupt. Gütig rauschte der Wald; voll süßer Güte lächelten die kleinen Blume; mit warmer Güte umfing ihn der Sonne erweckendes Leuchten. Und stiller ward seine Seele. Er richtete sich auf. Umher blickte er... ringsum... wie Menschen tun, die Abschied nehmen...

Eine tiefe, wortlos tiefe Trauer klagte aus diesem Blicke. Nach dem Hute griff er; beinahe war es, als schwenke er ihn, als winke seine Hand einen Gruß dem Garten, den Bäumen, den Vögeln, die hin und wieder huschten, ausbesserten an alten Nestern, Halme tragend zu neuem Heime...

Dann schritt er hinweg; so langsam, als er gekommen war; noch langsamer vielleicht... Er sah sich nicht mehr um....

Seine Augen sahen ein Tor, das sich ihm öffnete. Dunkel war des Tores Oeffnung; dunkel und voll Rätiel. Mußte er hindurch?...

„Und?“ Das Herzchen der kleinen Schwalbe bebte und ein Beben war in dem linden Wehen der grünen Birkenschleier. „Und?“ forschte die Schwalbe: „Was weiter?“

Die Birke schüttelte ihr schönes Haupt: „Nennst du das ein Weiter? Ich heiße es ein Ende. Es waren ja nur mehr einige Tage und diese Tage waren Krankenlager und Qual. ‚Verkühlung‘, sagten die Menschen. ‚Zu früh ausgegangen‘, wußten die alles Deutenden. Wir aber wissen es besser; wir, seine Freunde. Ein

unerkanntes Ahnen ist in ihm gewesen, daß er werde hindurchmüssen, durch das dunkle Tor. Vorher aber wollte er uns noch einmal grüßen, uns alle, die er liebte; uns, seine Freunde. Noch einmal wollte er fühlen, wie es ist, wenn das Leben jauchzt in junger, stürmender Kraft. Aus solcher Fülle heraus nur konnte er sein letztes und höchstes Glück empfangen: das Wissen um die Ewigkeit des Lebens....

Mögen sie seine Hülle in die Erde senken; seine Seele lebt mit uns, seinen Freunden, lebt mit allen jenen, die Freude empfangen haben, Trost und Segen durch alles, so seine Hand geschaffen hat. Sein Geist strömt weiter in der Erinnerung der Lebenden und seiner Seele Blühen wird fortleuchten in künftigen Geschlechtern. Alles, was edel war, ist unsterblich. Es kann nicht verwehen. Der Tod ist nur sein Verklärer!... Das Geschehen des Tages findet immer neue Deutungen; aber in aller Deutungen Tiefe loht das unendliche Lohen des Lebens....

Und er wußte es, der Leidentrückte. Als er lag, auf seinem letzten Lager, sandten wir die Luft zu ihm, ihn zu grüßen. ‚Durch den Wald wird immer dein Märchen gehen‘, kündete ihm die Luft; ‚all dein helles Träumen wird den Wald durchwehen; es wird weiße Gewänder tragen, gleich den Feen, und es wird schimmernd dahingaukeln, wie schwebender Elfen seliger Reigen....‘

Da öffneten sich die Augen des Müden und träumten noch einmal verwehte Träume. ‚Die Blümlein möchten dich küssen‘, brachte die Luft die Botschaft. Der Kranke lächelte und fühlte es, wie die zarten Blumenköpfchen sich gesenkt hatten, scheu und schämig, nach dem kühnen Worte....

‚Die Quelle singt für dich ein Schlummerlied', so flüsterte die Luft — dann war es ganz still in dem Gemache. Die Luft schwieg; denn auch der Eingeschlummerte schwieg.... Schwieg, tief und reglos...."

Mit geneigtem Köpfchen saß die Schwalbe mitten in dem Schleierwallen der Birke. Nachsinnen mußte sie über den Entschwebten und dessen Freunde....

Der Frühling kam lieblich durch das Tal geschritten. Und auf allen Wegen kamen die Gläubigen herangeströmt, in bunten Scharen. Sie zogen der Kirche zu. Aus dem geöffneten Kirchentore klang Orgelbrausen und verschwebte zu leisen, verwehenden Akkorden. Und „Auferstehung!" jubelten die Glocken: „Auferstehung!"

Gabe.

Rosen leg ich auf dein Grab
Helle, frohe Rosen...
Jagt vom Berg der Wind herab,
Mag er sie umkosen.

Zweige trag ich dir heran,
Dunkle Kiefernzweige.
Geigt es rauschend durch den Tann,
Daß es dir auch geige,

Träumend geige Stück nach Stück,
Das mit dir versunken.
Deinen Kelch aus Sonnenglück
Hast du leergetrunken...

Die Gutsherrin.

Auf dem kurzen Wege zwischen Wohnhaus und Grabkapelle kam Frau Hedwig von Bergtal geschritten. Täglich ging sie diesen Pfad. Er verknüpfte ihr stilles Witwenleben, das sie in dem weitläufigen, im Orte „das Schlössel" genannten Gutshause führte, mit ihm, der dort schlief, in der Parkecke, etwa in halber Entfernung zwischen Wohnhaus und Pfarrkirche. Unter kalten Steinfließen konnte er nun träumen, von seinem jung abgerissenen, übermütigen Leben. Es war sehr flink gegangen: ein toller Ritt über die Felder des weitausgedehnten Besitzes, noch mit den Spuren kaum überstandener Krankheit in dem belebten Gesichte; ein leichtsinniges: „Es schadet? Wenn es nur schmeckt!" während des Stillehaltens an der Wegschenke, wobei der Atem von Roß und Reiter ganze Dampfschwaden in den kristallenen Wintermorgen gesandt hatte; ein kalter Trunk und kurze Zeit darauf ein vom Herzschlage zermalmter Mann, den zitternde Dienerhände auf die geschnitzte Bank der altdeutschen Stube im Erdgeschoße des Schlössels betteten. Seit jenem erregten Morgen war schon mehr als ein Jahrzehnt vorüber, aber die Frau, die damals ihr wenige Monate altes Söhnchen zum Sarge hinangehoben hatte, daß des Kindes Auge, wenn auch unbewußt, noch einmal nach des Vaters schönem, bleichgewordenem Antlitze zu

blicken vermochte: die Frau trug das Gedenken an jene Stunde mit sich herum; Tag um Tag. An diesem Gedenken zerbrach ihr der Begriff vom Flusse der Zeit. Sie merkte nicht das Verrinnen der Jahre. Sie achtete dessen kaum, daß aus dem Kindlein ein Knabe geworden war, der ihr heranwuchs, gertenschlank und sehnig, rasch in jeder Bewegung, feurig im Erfassen alles dessen, was sich seiner jungen, heischenden Seele bot; des Vaters Ebenbild mit den tiefblauen Augen unter den trotzigen Brauen und dem welligen, weichen Braunhaar über der offenen, lebensfrohen Stirne. Sie merkte auch nicht den seltsamen, weichen, beinahe wehmütigen Zug, der um des Knaben Mund dessen Wesen den väterlichen Linien vermählte. Frau Hedwig von Bergtal war blind für das Geschehen rings um sie herum. Sie erfüllte ihre Pflichten als Hausfrau und als Mutter, gewissenhaft, aber etwa so, wie manche Wärter ihre Maschine betreuen, die nötigen Griffe tuend, ohne sich über deren Wirkung und Bedeutung klar zu sein oder auch nur zu befragen.

In ihres Verwalters treuen Händen wußte sie das Gut in bester Wartung. Der alternde Mann, der, ohne eine eigene Familie, ihren verstorbenen Gatten oft gewarnt und gelegentlich gescholten hatte, wie einen ungestümen, heiß geliebten, jüngeren Bruder, er sorgte nun für des Toten Kind, erhielt ihm dessen Besitz und führte den schlanken Edwin mit gütig leitender Hand sachte ein in den künftigen Herrenberuf. Der Verwalter tat noch mehr. Davon wußte Frau Hedwig nichts. Er hielt ihr alle Bemerkungen ferne, die, nach Frau Hedwigs abgenützten, veralteten Kleidern zielend, geeignet

gewesen wären, das traumverlorene Lächeln, das bisweilen maskengleich in der Witwe Zügen hing, aus diesem Gesichte zu verbannen und der solcherart zutiefst getroffenen Frauenseele die Last einer erdrückenden Schwermut aufzubürden.

Denn die Kleider, die sie am liebsten trug, waren ein Stück ihres kurzen, scheu vorbeigehuschten Glückes. Frau Hedwig war keine Schönheit gewesen, aber ihre geschmeidige Gestalt konnte sich biegsam neigen und bewegen und ihr rötlich blondes Haar umspielte ihr schmales Gesicht mit den ernsten, grauen Augen, wie ein neckender Kobold die sinnende Träumerin. Auf einem Balle hatte der tolle Junker das ruhige Mädchen kennen gelernt und, ungestüm wie er war, hatte er noch an dem gleichen Abende ihr und ihren Eltern erklärt, sie gefalle ihm und er begehre sie zum Weibe. Das stille Kind aus dem gleichmäßig schaffenden, behaglichen Bürgershause paßte schlecht an des stürmischen Mannes Seite, aber ehe Frau Hedwig zu solcher Erkenntnis herangereift war, war sie schon lange des Gutsherren angetrautes Weib und trug das Leid mit sich herum, daß ihre heißeste Frauensehnsucht sich nicht erfüllen zu wollen schien. Sie merkte, wie des Gatten flehend gesuchter Blick sie oft nur flüchtig streifte. Zaghaft hub sie an, durch die Wahl ihrer Kleidung des Mannes Auge auf sich zu lenken. Wenn sie ein Aufleuchten seines Blickes erreichte, wenn seine Lippe ein lobend Wort für sie fand, dann war sie glücklich.

Dieses Glück hing noch jetzt an den Gewändern, die sie meistens trug. Es waren Kleider, die Edwin von Bergtal gefallen hatten. In ihnen ging sein Lächeln neben Frau Hedwig her und

machte ihre Augen aufstrahlen, wenn sie des Lächelns gedachte.

Wenn sie so vor sich hinträumte, dann weilte ihre Seele immer wieder in jener einen Stunde, an jenem einen Wintermorgen. Von kurzer, aber heftiger Krankheit kaum genesen, in dem fesselnden Antlitze noch die letzten Spuren des erlittenen Fiebers, war Edwin in dem Zimmer gestanden: „Komm mit, Hedwig, ich lasse für dich satteln." Er war zugänglicher geworden, seit Hedwigs Herzenswunsch sich erfüllt hatte und das Kindlein auf weißen Kissen dem Leben entgegenschlummerte. Edwin schlug mit der Reitgerte klatschend an den Stiefel und wiederholte: „Komm mit!" „Ich kann nicht, Edwin; das Kind." „Das Kind! Immer das Kind! Andere Mütter reiten auch. Gut; wie du willst! Ich reite allein." Er war zur Türe geschritten. Dort hatte er sich noch einmal umgewendet und aufgelacht, da er Hedwigs traurig gesenkten Kopf gewahrte: „Gott! Nur keine Elegien! Uebrigens, wie gefällt dir der neue Mantel? Zieh ihn doch an!" Auf einem Sessel lag der Pelzmantel, den Edwin Bergtal seinem Weibe mitgebracht hatte, neulich, von einem seiner kurzen, aber häufigen Aufenthalte in der Stadt, die sich in den Monaten seit des Knaben Geburt häuften und die Hedwig oft schmerzlich durch die Seele schnitten. Nur der Umstand, daß der Gatte von diesen, angeblich geschäftlichen Fahrten, heiter, gleichsam neubelebt heimkehrte, vermochte der jungen Mutter das Leid zu lindern, das ihr des Gatten Abwesenheit verursachte.

„Ich möchte den Mantel an dir sehen!" wiederholte Edwin. Die junge Frau schritt schweigend auf das Kleidungsstück zu und schlüpfte in dessen

weiche Wärme. Das tiefdunkle Edelfell umschmiegte anmutig ihre Glieder, deren ernste Linienführung vorteilhaft kündend. Das schmale, ein wenig verhärmte Gesicht grub sich in die hohe, dichte Halsverbrämung so behaglich, daß es heiter aussah und beinahe übermütig blühend, in des Rauhwerkes kosender Fülle. Edwin war näher getreten: „Du gefällst mir! Das mußt du jetzt immer tragen. Setze nun noch den Hut auf!" Ihres Gatten Worte hatten Hedwig lächeln gemacht. Lächelnd hatte sie das Hütlein aus gleichem Felle auf ihr schimmerndes Haar gestülpt. Sie war vor den Spiegel getreten, das Hütchen zurecht zu rücken und da sie in den Spiegel blickte, ereignete sich das Wunder, daß ihr aus dem Glase ein junges, seliges Frauenantlitz entgegenstrahlte. Neben den durchpulsten Wangen und den leuchtenden Augen aber war des Mannes Haupt aufgetaucht, mit den weichen Locken, den dunkelblauen, das Leben in die Schranken fordernden Augen, dem festen, kleinen Schnurrbarte über den unbedingt wollenden Lippen. Diese Lippen hatten sich dem Frauenmunde angepreßt, so stürmisch grüßend, wie noch nie....

Dann hätte der Gatte sich lachend umgedreht und das Zimmer verlassen. Frau Hedwig war immer noch vor dem Spiegel gestanden, in warmer Freude erbebend, das Hütlein auf dem Haare, das Antlitz in das Fell geschmiegt, die Lippen rot von dem jubelnden Kusse....

So war sie stehen geblieben, bis ein Lärm sie aufschreckte, daß sie mit bebender Hand Mantel und Hut von sich warf.... Gleich darauf kniete sie, stumm, ferne von jeder Möglichkeit, das Geschehene fassen zu können, an der

Bank, darauf man den toten Gutsherrn gelegt hatte. . . .

Täglich ging Frau Hedwig ihren Toten besuchen. Hinter den Gitterstäben der Kapelle hielt sie Zwiesprach mit ihm. Seltsam war das: je länger es her war, daß ihre Seele die seine an dieser Stelle an sich heranrief, desto besser verstanden sie sich. Oft mußte Frau Hedwig aufseufzen. Warum hatten sie müssen so fremd aneinander vorüberschreiten? Warum hatte es nicht sein können, wie jetzt, wo es nichts mehr gab, was sie schied, seit sie damals, in jenem Augenblicke vor dem Spiegel, einander gefunden hatten.

Frau Hedwig kam langsam den Weg gegangen, den sie täglich ging. Es war noch nicht ihre Stunde. Es war noch nicht der Abend, an dem sie sonst des Tages Wellenschlag, mit ihrem Toten gemeinsam, noch einmal an sich vorüberklingen ließ. Heute war es früh am Nachmittage; aber in Frau Hedwigs Seele drängte es der Kapelle zu. Die erste Frühlingswärme lag lockend und weckend über der Landschaft. Aus den mit Buschwerk bewachsenen Parkteilen heraus klang Rufen, Lachen, gelegentlich ein derbes Scherzwort. Dort räumten Gärtnerburschen totes Laub hinweg und säuberten die Erde von des Winters Nachlässigkeiten. Fest ausgetretene Weglein waren dort entstanden, wo sie mit Schiebkarren das Weggeräumte zwischen den Sträuchern hervorfuhren. Auch des jungen Edwin Stimme hörte Frau Hedwig. Den zwölfjährigen Knaben zog es zu den Tieren und zu der Scholle seines Besitzes, mit der starken Liebe dessen, der in seinem Eigentume verwurzelt ist. Nun hatte er, den Arbeitern gleich, die Joppe

abgeworfen und mit seinen zartgegliederten, aber festen Händen bearbeitete er den Boden mit der Schaufel, wie er es von den Taglöhnern gelernt hatte. Er stand unter seinem Lieblingsbaume, der hohen, weit ausladenden Fichte, die ihre schweren Unteräste auf des Rasens Teppich gleiten ließ, gleich einem reichen, kostbaren Ueberwurfe. Edwins Hut lag neben der Joppe auf der frisch gestochenen, feucht glänzenden Erde. Durch des Baumes Gezweige flocht das Licht ein schimmernd Kränzlein um des Knaben gebräuntes Gesicht, mit den blitzenden Augen unter den weichen Locken. Die Fichte, unter der Edwin arbeitete, stand etwas hinter der Grabkapelle. Der Platz war Edwins Lieblingsaufenthalt. Schon in seinen frühesten Lebenstagen war das Kind von der Mutter an diese Stelle getragen worden. Hier hatte der Kleine zu Frau Hedwigs Füßen gespielt. Der Witwe Hände waren oft neben der Handarbeit müßig im Schoße gelegen, indessen von der Bank aus Korbgeflecht weg, neben des Baumes Nadeldach vorbei, ihr Blick in die Ferne träumte, über die weite, etwas abschüssige, frischgrüne Wiese hin, jenseits des Baches in der Talsohle, zu den sanften Linien der fernen Bergzüge und über diese hinweg, hinein in eine unermeßliche Unendlichkeit. — Der Knabe sah flüchtig auf, bemerkte die Mutter und rief ihr entgegen: „Mama, ich habe die Erde schon ganz locker gemacht. Wir können dann gleich Gras säen. Und wenn es so schön bleibt, läßt du Tisch und Bank heruntertragen; nicht wahr?“ Frau Hedwig nickte nur und schritt der Kapelle zu. Durch das Gitterwerk huschte die Frühlingssonne zu den goldenen Namenlettern und sie leuchtete auf dem Strauße, der auf der Gruftplatte lag. Frau

Hedwig beugte sich vor. Es durchzuckte sie: „Wer hat die Blumen hergelegt?“ Sie öffnete die Türe und trat in die Kapelle. Zu ihren Füßen schimmerten die Blüten. Es waren herrliche Orchideen, wertvolle Blumen, wie sie sich nur unter geschulten Händen zu entfalten vermögen und zusammengehalten waren diese Blüten durch ein Band aus schwerer, goldgelber Seide. Mit goldenen Fäden waren Buchstaben, hoch und gut gearbeitet, auf dieses Band gestickt. Das war kein flüchtiger Kauf. Das war eine Gabe, die vorbereitet worden war; sie hatte einen Sinn, der sich dem Fernestehenden verbarg. Hier war irgend ein Zusammenhang geschaffen mit dem Toten; aber zu dem Geheimnisse fehlte der Schlüssel. Frau Hedwig stieß leicht mit dem Fuße gegen die herrlichen Blüten. Ein seltsamer Ekel schüttelte sie vor diesem prangenden Strauße und dennoch zog es sie, die Schrift zu lesen. Die Bänder lagen flüchtig hingeworfen auf dem Steine, als sei kein Wert darauf gelegt worden, daß die Stickerei des Beschauers Auge leicht erreiche. Frau Hedwig bückte sich nach der Schleife, sie glatt zu streichen. Ein Stolz reckte sie aber wieder hoch und mit der Fußspitze zog sie das weiche, schwere Band zurecht. Nun lagen die Buchstaben vor ihr ausgebreitet und sie mußte sich an dem Betschemmel halten und immer wieder hinstarren auf die goldene Schrift. „Lilli-Edwina“ stand auf dem Bande. Nichts sonst. Kein Gruß, kein Wort der Sehnsucht, kein Verlangen nach einem Wiedersehen. Nichts war da, als die beiden Namen, aber es kam Frau Hedwig vor, als zertrümmerten diese beiden Namen etwas in ihr. — Sie konnte heute nicht mit ihrem Gatten reden. Er war ihr in diesem Augenblicke so ferne,

daß sie ihn nicht zu finden vermochte. Stumm trat sie aus der Kapelle. — Ihr Knabe hatte der Mutter Schritt gehört.

Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, rief er ihr zu: „Du Mama, ich habe mir etwas ausgedacht; am Abend werde ich den Herrn Verwalter fragen, ob er mir im großen Glashause nicht einen Raum geben kann für meine Kakteen. Weißt du, Mama, niemand in der Gegend züchtet Kakteen. Ich habe Lust dazu und kann mir einen ganzen Haufen damit verdienen.“ Frau Hedwig antwortete nicht. Der Knabe hatte dessen keine Acht; er gab seinen Armen neuerlich einen kräftigen Schwung und trat fest auf die Kante der Schaufel, daß deren Schneide mit scharfem Laute in die Erde stach. „Fein ist das, Mama, das Arbeiten! Ich begreife nicht, weshalb Papa so viele Reisen gemacht hat. Wenn ich einmal der Herr sein werde, gehe ich keinen Schritt von hier fort.“ Nun hielt er inne und seine Augen leuchteten: „Aus unserem Gute läßt sich noch viel machen. Der Herr Verwalter ist zu sparsam. Es ist doch mein Geld. Er soll nicht so knausern.“ Der Knabe hatte bisweilen einen frühreifen Ton, den Frau Hedwig nicht liebte. Es war ihr, als fühle sie das Erwachen des Mannes in dem Kinde. Sie wollte nicht begreifen, daß das Kind herangewachsen, daß die Jahre vergangen waren. Sie wollte nur immer jene eine Stunde festhalten; jene eine, schönste, gräßlichste Stunde. Der Mutter Schweigen fiel dem Knaben auf. Er hielt mit der Arbeit inne und richtete seinen Blick auf die Mutter. Er gewahrte ihr bleiches, ernstes Antlitz. „Kommst du aus der Kapelle, Mama?“ „Ja“, gab Frau Hedwig tonlos zurück. Und der Knabe, als hinge er unbewußt einer

Frage nach, fügte hinzu: „Wer waren die beiden Fremden, Mama?“ Jetzt horchte Frau Hedwig auf: „Welche Fremden?“ „Hast du sie denn nicht gesehen, Mama? Sie sind kurz vor dir aus der Kapelle gekommen. Ich habe mich noch geärgert über die Frau, weil sie mich angeschaut hat und hat gesagt: ‚Das wird sicher der Edwin sein. Er ist ihm ähnlich.‘ — Was gehe ich sie an? Kenne ich sie? Ich bin für sie kein Edwin. Nun und das Mädchen hat gesagt: ‚Das kann schon sein. Eigentlich möchte ich mit ihm sprechen.‘ Und da habe ich fest drauflos gearbeitet, daß sie mich nicht ansprechen und wie ich wieder aufgeschaut habe, waren sie weg.“ — Frau Hedwig geschah es, als wanke Park und Kapelle und Kiesweg und alles um sie herum, aber sie faßte ihre Kraft zusammen und fragte: „Wie haben die Fremden ausgesehen?“ Der Knabe dachte nach: „Mein Gott, die Frau war beiläufig so groß wie du, aber wunderschön hat sie ausgesehen. Du, Mama, weißt du, du solltest auch einmal so schöne Sachen tragen.“ — „Und das Mädchen?“ lenkte Frau Hedwig des Knaben Gedanken auf den verlassenen Pfad. Er zog die Lippen zusammen und sann. „Das Mädchen war so ungefähr wie ich. Vielleicht ein bissel jünger. Ich kann das nicht so genau sagen. — Aber was hast du denn, Mama? Du fällst ja um!“ Mit großen Sätzen sprang er neben seine Mutter und stützte die Frau mit seinen jungen Armen. Schwer lag Frau Hedwig an ihr Kind gelehnt. Die Augen hatte sie geschlossen und der Knabe wußte keinen Rat. Seine Augen spähten hilfesuchend umher und entdeckten weit drüben den Verwalter stehen, Befehle erteilend. „Herr Verwalter!“ brüllte Edwin, so stark seine Lungen

es vermochten. Sein Schrei weckte die Mutter aus ihrer Betäubung; sie richtete sich langsam auf und der Verwalter hatte hergeblickt und kam raschen Schrittes heran.

Die Nähe des ernsten Mannes, der ihr immer eine Stütze gewesen war, gab der Frau wieder ihre Haltung zurück. In kurzen, leisen Sätzen hub sie an, zu erzählen, von den Fremden, von den Blumen. ... Edwin horchte. Er machte sich von der Mutter los und riß die Kapellentüre auf. Zornrot faßte er nach den wunderschönen Blüten, sie hastig an sich reißend und wie eine Waffe drohend schwingend: „Herr Verwalter, verbieten sie es doch, daß fremde Leute meinem Vater Blumen bringen!“ Und er schleuderte den Strauß von sich, daß er über das Kapellendach hinweg, irgendwo in das Gebüsch hineinflog. Dann stellte er sich mit flammenden Augen vor den Verwalter hin: „Aber wissen möchte ich, wer die Leute sind, die uns belästigen.“

Frau Hedwig sah ihr Kind an, immer größer, immer erstaunter. Dann griff sie nach seiner Hand: „Du bist ja schon ein Mann geworden!“ Leise lächelte der Verwalter, ein ganz feines Lächeln. „Nur nicht so hoch hinaus, Frau Hedwig! Ein Mann ist er gerade noch nicht, aber ein lieber Junge, der es seiner Mutter gut vermeint. Wir wollen uns umsehen, wer die Leute eigentlich waren. Oder sollen wir es nicht tun?“ zweifelte er und prüfte ernsten Auges das erregte Frauengesicht.

Frau Hedwig schüttelte ihr träumend Sinnen von sich; ihre Gestalt hob sich. „Ich will Klarheit haben!“ sagte sie und ihre Stimme klang so fremd, daß beide, der Mann und der Knabe, hinhorchten, auf den neuen, herben Ton. Langsam

schritt sie mit ihren beiden Weggefährten zwischen den knospenden Büschen. Eine Gruppe von Gärtnerburschen fragte der Verwalter, ob jemand gesehen habe, woher die Fremden gekommen, wohin sie gegangen seien. Die Leute wußten Bescheid. Mit einem Wagen seien sie beim großen Gasthofe vorgefahren, dort abgestiegen. Es war auch beobachtet worden, daß sie mit einem Blumenstrauße in der Hand die Grabkapelle aufgesucht und später wieder die Richtung nach dem Gasthofe eingeschlagen hatten. Ein alter Taglöhner stemmte sich auf seine Schaufel: „Wir haben gemeint, es wäre ein Besuch von der Herrschaft. Das junge Fräulein ist fast so groß wie unser junger Herr und schaut im Gesicht völlig dem jungen Herrn gleich. Aber unser seliger Herr hat keine Geschwister nicht gehabt. Ich mein aber, es müssen halt doch Verwandte sein . . ." Wieder wankte es unter Frau Hedwigs Füßen. Der Verwalter faßte ihren Arm: „Kommen Sie, gnädige Frau! Die starke Luft ermüdet Sie." Hedwig wandte sich zu dem Arbeiter: „Jakob! Einer von euch soll der Dame nachgehen. Ich lasse bitten, sie möge zu mir kommen. Ich möchte mit ihr reden." Der Knabe hob trotzig das Haupt: „Was gehen uns die Fremden an? Sie sollen uns in Ruhe lassen." Still, in Gedanken, senkte der Verwalter die Stirne und schwieg. Frau Hedwig wiederholte: „Schnell! Schnell! Geht einer! Bevor die Dame wegfährt!" — „Ich werde sie erwarten!" rief sie dem Burschen nach, der sein Gerät fortgeworfen und sich auf den Weg gemacht hatte. — „Mir kanns recht sein! Ich muß weiter arbeiten gehen!" Damit schüttelte der Knabe den Ernst der letzten Augenblicke von sich, ließ der Mutter Arm los und

sprang in flinken, frischen Sätzen seiner Fichte zu. Frau Hedwig ging dem Haustore entgegen. Im Hausflure verabschiedete sich der Verwalter: „Ich werde nahe sein, falls Sie mich brauchen, Frau Hedwig. Ich weiß nicht, ob Sie gut daran tun, ihren Traum zu zerstören." — „Traum? Lieber Verwalter! Sie selbst sagen: Traum! Ich habe es bisher ‚Leben' genannt. Aus Träumen muß es irgendwann ein Erwachen geben. Dann erst weiß man, ob der Traum die Kraft besitzt, das Leben zu stützen. Ich weiß es selbst nicht, wieso, aber gerade jetzt fühle ich in mir den Drang und die Kraft, zu erwachen." Plötzlich schlug sie die Hände vor das Gesicht und gleich einem stummen Schluchzen durchzuckte es ihren Körper. Dann hielt sie die gefalteten Hände unter das Kinn, daß sich ihr Antlitz aufwärts hob und daß sie mit ihren beträuten Augen anzusehen war wie ein Bild der Gottesmutter, durch deren Herz die Schwerter der Qualen stechen: „Mein Gott," flüsterte sie, „vielleicht bin ich töricht, aber ich möchte meinen Traum so gerne behalten." Und wieder hob sich ihr Kopf, stolz heischend: „Ich will Gewißheit haben!" Sacht legte sich des Verwalters Hand auf ihren Arm: „Leben Sie wohl, Frau Hedwig! Denken Sie daran, daß Sie an mir Ihren treuen Freund besitzen. . . ."

* * *

Frau Hedwig saß in der altdeutschen Stube auf der Bank, darauf man dereinstens ihren Gatten gelegt hatte. Sie hatte ihre Hände still gefaltet und wartete. Die Fremde hatte ihr durch den Boten sagen lassen, sie möge sich noch etwas gedulden und nun saß Frau Hedwig in der stillen

Stube, litt niemand um sich, hatte Verwalter und Sohn fortgeschickt, als sie sich ihr hatten zugesellen wollen und wartete. Der Tag hatte aus der Hand der Nacht die ersten, schweren Schatten empfangen und durch das Schmiedewerk der Fenstergitter drängte sich das Dunkel herein. Es verwischte das Leuchten auf dem edlen Holze der schweren Einrichtungsstücke.

Frau Hedwig wartete .... Alles in ihr bäumte sich auf bei dem Gedanken daran, es könne ein Wesen zu ihr eintreten, das ihrem Manne viel bedeutet haben mochte, mehr vielleicht, als sie selbst und wieder reckte sich der Stolz in ihr hoch, daß sie gerade diesem Wesen zeigen wolle, daß sie selbst die ersten und größten Rechte auf den Toten besessen. Jeder Augenblick ih er kurzen Ehe ward wach in ihrer Seele und immer wieder neu fragte sie sich, was es wohl gewesen sein mochte, daß die goldene Brücke gefehlt hatte, zwischen ihr und ihrem Gatten. Sie mußte jenes allerletzten Zusammenseins gedenken und was sie oft schon gefühlt, empfand sie mit erneuter und verstärkter Kraft: in jener letzten Stunde sei in ihrem Gatten ein Fühlen erwacht, das in ihr zugeneigt hatte.

Und es überkam sie gleich einer Gewißheit: irgendwie war es ihr geglückt, in ihm zu erwecken, was bisher in ihm nicht zu leben vermocht hatte. Und wäre nicht gekommen, was geschehen war, wäre er ihr erhalten geblieben: in diesem Augenblicke hätte ein neues Stück ihres Weges begonnen. Er hätte nicht mehr an ihr vorbeigesehen und in ihr war der Mut aufgestachelt worden, ihn zu fassen, lächelnd, schelmisch, siegessicher ....

Leise strich Frau Hedwig an ihrem Gewande hinab. Es waren die alten Kleider, die sie trug, als umfinge sie damit ihres Gatten Blick.

Es pochte. Frau Hedwig stand auf. Die Erregung faßte mit rauher Hand nach ihr, sie rüttelnd, daß sie Mühe hatte, tapfer zu bleiben. Sie schritt der Türe zu. Ein Kind aus dem Gasthofe stand draußen und übergab eine Art von Brief. Es waren mehrere Blätter, zusammengefaltet und durch einen kreuzweise verschlungenen und verknüpften Faden gehalten Die fremde Frau sei eben fortgefahren und schicke den Brief. Das Kind lief weg. Frau Hedwig stand, starrte in den dunklen Hausflur und die Blätter brannten sie in ihrer Hand. Von sich schleudern hätte sie sie mögen, aber sie hielt sie eisern umkrampft. Ihr fehlte jeder Entschluß. Irgendwo wurden Schritte hörbar. Frau Hedwig floh in ihr Zimmer und verriegelte die Tür. Sie trat vor den Spiegel und versuchte zu lächeln. Sie bemühte sich, die Vorstellung zu gewinnen, daß ihres Mannes Haupt sich über sie neige. Eine Fratze höhnte ihr aus dem Glase entgegen. Sie erschrak vor sich. Sie warf sich in einen Armiessel. Dort lag sie, regungslos, der Fremden Blätter in der kalten Faust. Die Dunkelheit schlich durch das Fenster und kroch über sie. Man rief Frau Hedwig. Ihr Knabe rüttelte an ihrer Türe. Man möge sie allein lassen, gab sie zurück, hielt den Kopf auf die Arme gepreßt und konnte es nicht über sich gewinnen, die Blätter zu öffnen. Bleischwer, unermeßlich bange, drückte die Stunde auf sie nieder.

Es war ganz finster geworden. „Edwin", stöhnte die Witwe, „Edwin, was habe ich dir getan, daß du mich so marterst?" Wie ein Hauch

war des Toten Stimme zu vernehmen, leise, aber deutlich: „Lies!“ —

Rasch stand Frau Hedwig auf, steckte ein Licht an, riß den Faden entzwei. Die Blätter fielen auf den Tisch. Sie waren mit Bleistift geschrieben, flüchtig, aber mit einer festen, hübschen Frauenschrift, die in ihrer etwas eigenwilligen Sicherheit anzusehen war, wie ein stolzes, ein wenig verächtliches Lächeln. Unter diesem Lächeln fand Frau Hedwigs Selbstgefühl sich wieder. Es hob ihren Kopf und gab ihr eine stille Gelassenheit der Bewegung. Ruhig ließ sie sich an dem Tische nieder und breitete die Blätter vor sich.

Sie rückte die Lampe zurecht und las:

Frau Hedwig,

Ihr Name ist mir geläufig. Edwin hat ihn oft genug genannt: zu meinem Zorne und zu meiner Freude. Heute kann ich Ihnen das offen sagen, denn er, der uns verbunden hat und getrennt, er ist nicht mehr. Sie aber sind ein Kind, ein ahnungsloses Kind, das meinen Edwin nie begriffen hat und heute noch die Welt und deren Menschen nicht begreift.

Sie wollen, daß wir beide einander entgegentreten? Wollen Sie das wirklich? Wollen Sie, daß wir beide uns unseren Haß entgegenschleudern oder daß wir uns vor einander beugen? Welche vor welcher? Welche von uns beiden ist die Erste? Sie sagen: „Ich“ und denken an Ehering und Schreibnamen. Ich aber sage auch: „Ich“ und denke an tausend süße Schwüre und an das brausende, beseligende Leben, das uns durchwogte, wenn wir beisamen waren. Und wir beide denken an unser Kind: Sie an ihren Knaben, den Sie nannten, wie sein Vater hieß; ich an meine

Edwina, die wenige Wochen nach Ihrem Knaben zur Erde fand.

Frau Hedwig, haben Sie denn wirklich geglaubt, ein Weib wie Sie, mit seiner schlichten, scheuen Zurückhaltung, vermöge einen Mann zu besitzen, der den Sturm brauchte, in dessen Lebensbecher es aufschäumte, daß der starke, schwere Wein überquoll, gleich einer jauchzenden Befreiung von jeder Fessel. Sie waren ihm die brave, treue Ehefrau, ja; ich aber habe ihn geliebt, wie nur ein Weib lieben kann, das bereit ist, alles hinzuschleudern, um dem einen anzugehören, nach dem das innerste Wesen aufschreit, wie nach einer Erlösung.

Ich bin Tänzerin gewesen. Ich hasse alles schwere, klobige Haften am Bestehenden. Im Tanze lachte ihm mein Ich entgegen. Er fing es auf und ich war sein. Ich wußte nicht, daß er ein Ehemann war. Ich fragte auch nicht darum. Ich fühlte nur, daß ihm das große Lohen fehle und dieses Lohen wollte ich ihm schenken. Dann gestand er mir, daß er ein Weib besitze. ... Ich habe nicht geklagt. Mein Eigen ist ja sein köstlichstes Geschenk: das Kind Edwina sieht dem Vater gleich.

Er erzählte mir von Ihnen, Frau Hedwig. Oft haben Sie mir leid getan, wie Sie so töricht, so unsagbar ungeschickt um des Gatten Liebe warben.

Und heute kann ich Ihnen etwas verraten. Sie können mir damit nicht mehr schaden. Sie standen über mir! Sie besaßen Kräfte, die ich niemals in die Wagschale hätte werfen können. Sie waren hübsch. Ich sah Ihr Bild. Edwin zeigte es mir und ich verlachte ihn wegen seines kleinen, schlichten Hausmäusleins. Ich mußte Sie

verkleinern, denn ich erschrak heimlich vor Ihrer Größe. Von Ihrer Stirne leuchtete die Klarheit Ihrer Seele. Ich konnte Glut geben, Bestrickung, taumelndes Vergessen, Sie aber gaben mehr. Sie gaben Ihr edles, freies Frauentum. Wie ich Sie oft beneidete! Und dann, dann hätte ich doch nicht mit Ihnen getauscht, denn ich wußte, mich zu benützen. Jedes Faserchen an mir wußte ich auszuwerten. Jedes Augenzucken brachte mir ein neues, wildes Glück. Sie kannten ja nicht sich selbst! Und die milde Trauer in Ihrem Wesen, die meinen Edwin so oft bedrückte, sie war meine gefährlichste Gegnerin. Wie hat sich Edwin danach gesehnt, diese Trauer von Ihnen zu nehmen! „Sie wäre vollkommen, wenn sie nur ein wenig von dir hätte, du, meine Wilde, du! . . .“ Solches Wort hat er mir gesagt. Ich bebte davor, daß diese Trauer von Ihnen weichen könnte. . . . Sie waren schön in Ihrer stolzen Stille und hätten Sie es nur ein einzigesmal vermocht, durch einen Blick, durch eine Bewegung, durch eine kleine, niedliche Koketterie in Ihrer Gewandung, in Ihrer Art, dem lohenden Manne neben sich zu sagen: „Wenn ich nur will, so kann ich, was du brauchst“ — Sie hätten ihn völlig an sich gerissen, er hätte nie mehr zu mir gefunden.

Er aber ward uns beiden genommen, ehe Sie zum Bewußtsein Ihrer Macht gekommen sind.

Sie leben nun Ihr Witwentum und vergessen, daß die Zeit fließt. Hüten Sie Ihren Knaben! Ich habe ihn heute gesehen. Er gleicht seinem Vater, aber er gleicht auch Ihnen. Eis und Feuer ist in ihm.

Meine Edwina trägt die Liebe zu ihrem Vater in ihrem kleinen, glühenden Herzlein. Ich habe

sie heute zu seinem Grabe geführt. Sie sollte es sehen, ehe wir aus unserer Stadt scheiden. Ich werde mich verehelichen. Ein reicher Mann hat um mich geworben. Ich habe mich schwer entschlossen. Aber das Leben frägt nicht um Träume. Mein Mittag ist gewesen! Was noch kommen kann, sind die stillen Stunden, die zum Abend führen. Am Abende soll man es behaglich haben. Sonst ist der Tag mißglückt. In der Dämmerung kann man zurücksinnen auf die Mittagszeit mit ihrem Sonnenkusse. Sie glüht einem noch ein wenig auf den Lippen und tut wundersam wohl.

Sie werden nie mehr von mir hören, Frau Hedwig. Leben Sie wohl. Lilli.

Frau Hedwig stützte wieder die Stirne in die Hände. Scham, Empörung zerrten an ihrem Herzen und dabei reckte sich eine seltsame Freude in ihr hoch. Dann stand sie rasch auf, zündete eine Kerze an und verbrannte Lillis Brief in der aufflackernden Flamme. Einen Augenblick stand sie noch da, unbeweglich, mit geschlossenen Augen, dann streifte sie flink ihr Gewand ab und warf ein Kleid über, das schon aus der Zeit ihrer Witwenschaft stammte. Die weggetane Hülle hing sie in den Schrank neben den Mantel mit der Pelzverbrämung. Mit zitternder Hand strich sie leise über den Mantel. Dann verschloß sie den Schrein und nahm den Schlüssel an sich.

Sie klingelte und ließ den Verwalter zu sich bitten. „Haben Sie gewußt?“ fragte sie dem Eintretenden entgegen? „Ja, Frau Hedwig. Ich habe mich immer vor dem Augenblicke gefürchtet, wo Sie etwas erfahren würden.“ — „Gefürchtet?“ Ein geheimnisvolles Lächeln umspielte Hedwigs Mund. „Vielleicht bin ich glücklicher als früher.

Ich habe nun etwas erreicht, um dessen Besitz ich nicht mehr zu bangen brauche." Mit knappen Worten berührte sie des Briefes Inhalt. „Und was ist mit dem Kinde", fuhr sie fort. „Hat es nicht ein Anrecht auf seines Vaters Besitz?" Der Verwalter gab eine ausweichende Antwort. Frau Hedwig wurde dringender: „Ich habe nie etwas gefordert; jetzt aber wünsche ich, daß des verstorbenen Edwin von Bergtal Name rein dastehe, ohne Schuld. Seine Tochter habe Anteil an dem Gute, das er hinterlassen hat." Leise zogen sich des Verwalters Lippen zusammen. Er kämpfte mit einem Entschlusse. Mühsam sprach er dann: „Wenn Sie so fordern, Frau Hedwig, kann ich Ihnen auch das letzte nicht ersparen. Jenes Kind hat keinen Anspruch auf ein Gut, denn ihr Vater hat keines hinterlassen. Ich habe mich immer bemüht, es vor Ihnen zu verdecken, Frau Hedwig; aber Edwin von Bergtal hieß zwar der „Herr", doch der eigentliche Besitzer bin ich; denn schon lange wird mit meinem Gelde alles geschaffen. Im ersten Jahre Ihrer Ehe, als Sie traurig und allein daheim saßen, hat Ihr Gatte sein Gut im Spiele verloren. Ich habe ausgeglichen, was ich vermochte, mein Eigentum hingegeben und habe mich verpflichtet, das Fehlende abzutragen. Ich verlangte von Edwin nur, daß er nicht mehr spiele. Er hat sein Versprechen gehalten, aber daß er sich von mir abhängig fühlte, hat an ihm genagt. Ich wußte es. Ich wußte auch, daß er Vergessen suchte. Ich konnte ihm nicht helfen. Ich war seinem Vater treu ergeben und liebte ihn wie einen Bruder. Ich ließ ihm freie Hand, so viel er brauchte, um nicht an seinem eigenen Wesen zu zerschellen; aber das Gut hielt ich fest. Ich mußte

für sein Weib sorgen und später für seinen Knaben."

Aufstöhnte Frau Hedwig. „Auch das noch! Gattin bin ich kaum gewesen. Gutsfrau war ich nie. Bin ich noch Mutter? Oder ist auch das ein Trug?"

Der Verwalter nahm ihre Hand: „Tragen Sie es, mein Kind. In Ihren äußeren Verhältnissen hat sich nichts geändert und Sie werden glücklicher sein, da nun der Alp des Zweifels von Ihnen genommen ist.

Ihr Knabe ist mein Erbe. Ihm bleibt erhalten, was ihm gebührt. Sagen Sie ihm nichts, Frau Hedwig. Sein Wesen soll keinen Zwang fühlen durch eine Demütigung. Frei und klar sollen seine Kräfte sich entfalten. Sie werden ihm zu lenken wissen und ich will Ihnen helfen, wie bisher."

* * *

Nach einer durchwachten Nacht schritt Frau Hedwig in den ersten Morgenstunden aus dem Hause. Ein kleines Grabscheit trug sie in der Hand. Sie trat in die Kapelle und kniete nieder auf des Gatten Gruftstein: „Edwin", flüsterte sie, „zum Schlusse bist du dennoch mein geworden! Und mein wärst du geblieben; vielleicht ..... Jetzt mußt du es bleiben; du findest nimmermehr zurück. Ich aber weiß heute, was ich gestern noch nicht gewußt habe: daß die Zeit uns dahin trägt und daß wir erstarren, wenn wir ihr Fließen nicht begreifen. Ich danke hier, bei dir, der anderen, die dich besser verstanden hat als ich. Sie hat mir den Punkt gezeigt, wo wir beide uns treffen mußten, du, Edwin, und ich. Sie lehrte mich, Mutter zu sein. Glück und Gut ward mir durch dich genommen; beides ward mir wieder geschenkt

durch die andere in deinem Namen. Und unser Edwin soll glücklicher werden als du; er soll härter werden gegen sich selbst, als du es gewesen bist, du armer, leidenschaftlichzerwühlter Mann.

Ich will nicht mehr nur an der Vergangenheit hangen und der Gegenwart vergessen. Dem Heute will ich angehören, denn in dem Heute schreitet unser Kind seiner Zukunft entgegen ...."

Sie neigte sich tief über den Stein und preßte ihre Lippen in langem Kusse auf seine Kälte.

Sie verließ die Kapelle, aufrecht und ruhig. Sie ging zur Fichte. Unter den Hängezweigen, wo gestern ihr Knabe gearbeitet hatte, scharrte sie eine tiefe Grube. Aus ihrer Tasche zog sie den Schlüssel zu dem Kasten, darin sie die Erinnerung an die Vergangenheit versperrt hatte. Rasch warf sie die Erde über den kleinen Schlüssel und glich die Fläche aus.

Die Morgensonne schob ihre jungen, spielenden Strahlen durch die Fichtenzweige, daß sie über dem Tau glitzerten, wie flinke Finger, die Saiten einer Harfe übergleitend. Aus dieser Harfe huben Töne an, aufzuschweben, linde, weiche, erlösende Töne. Sie hoben sich hinan zu dem Herzen der Witwe und klangen darinnen weiter als ein Morgengebet. Frau Hedwig von Bergtal stand, die Hände an ihr Herz geschmiegt, und mußte dem Klingen in sich lauschen und es war ihr, als sei jetzt erst das Leben an sie herangekommen und habe sie mit sich geführt, sie einzufügen in den Reigen der Wirkenden.

Ihre Lippen öffneten sich, als versuchten sie zu lächeln und ihre vergeistigten Züge waren überstrahlt ....

Schwanberg.

Es war an einem Sonntag und wir gingen
Durch Hecken hin, an denen Trauben hingen.
Zu unsren Füßen lag der helle Ort.
Im weiten Kreise zogen Felder fort
Und Wald und Wiesen zu der Berge Kranz.
Umsponnen von des Herbstes Sonnenglanz
Schritt durch die Täler hin ein milder Friede.
Der große Hammer in der alten Schmiede
Dröhnt nicht, wie sonst, mit dumpfem Schlag herauf.
Nur, wo der Wildbach sich in jähem Lauf
Durch Felsgestein und starre Rechen drängt
Und sich durch Engen schäumend vorwärts zwängt
Ertönt vom Tale her sein tolles Lied,
Das stark und jauchzend zu den Wolken zieht. —
Der Himmel, mir zu Häupten dehnt sich weit ...
Mich faßt die stille, große Seligkeit.
Im Klange trauter Heimatmelodien
Weht es mir zu: ich müsse niederknien,
Ich müsse betend meine Hände falten,
In Andacht vor den Mächten, die hier walten.

Inhalt:

	Seite
Dem Sulmtale	5
Die Gottesgeige	7
Rosen	95
Die alte Mühle	128
Weiße Rosen	129
Die Freunde	131
Gabe	148
Die Gutsherrin	149
Schwanberg	171

Von **Ida Maria Deschmann** erschien:

Aus eiserner Zeit. Gedichte.
Jena, Frommannsche Buchdruckerei.

Der Pavillon. Novellen.
Wien, Karl Harbauer.

Sonnegghof, eine Geschichte aus Steiermark. Roman.
2. Auflage.
Wien, Oesterreichischer Schulbücher-Verlag.

Von Ida Maria Leichmann erschien:

Aus eiserner Zeit. Gedichte.
Wien, Bromme'sche Buchdruckerei.

Der Hannibal. Novellen.
Wien, Karl Gerlach.

Sonnenglut, eine Geschichte aus Steiermark. Roman.
2. Auflage.
Wien, Oesterreichischer Schulbücher-Verlag.